<36635866670017

<36635866670017

Bayer. Staatsbibliothek

Beyträge
zur
neuesten
Staatsgeschichte
des
rußischen Reiches,
in Briefen.

London,
auf Kosten der Gesellschaft, 1764.

Ga 53 | 1106

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorbericht.

Ich übergebe dem Leser eine kleine Sammlung von Briefen, die ihren Ursprung einem deutschen Officier zu danken haben, welcher etliche Jahre in Petersburg gewohnt hat. Er ist ein Augenzeuge von dem unglücklichen Schicksale **Peters** des Dritten, Kaisers und Selbsthalters aller

Reussen, gewesen. Weil er zu der Zeit, da er diese Briefe geschrieben, keinen andern Zweck gehabt hat, als seinem Freunde dasjenige zu berichten, was sich unter seinen Augen zutrug; so wird man keine Ursache haben, in der Wahrheit der Nachrichten, die darinnen vorkommen, einen Zweifel zu setzen. Man würde sich billig ein Bedenken gemacht haben, dieselben herauszugeben, wenn der Verfasser nicht vor kurzem gestorben wäre, welches den Besitzer von der Verpflichtung, sie länger geheim zu halten, entlediget hat.

Ich theile sie dem Leser mit, wie ich sie bekommen habe, ohne die geringste Aenderung daran vorzunehmen. Und ob gleich einige darunter mit Peters des Dritten

Ge-

Geschichte keinen Zusammenhang zu haben scheinen; so glaubte ich doch, man würde dieselben nicht ungern sehn.

Die Anmerkungen über die Merkwürdige Lebensgeschichte **Peters des Dritten**, welche theils unter den Text der Briefe gesetzt worden, theils in dem letzten derselben enthalten sind, rühren von einem Manne her, der eine geraume Zeit in Rußland gewesen ist, und daselbst gewohnt hat. Man hätte dieselben vielleicht entbehren können; Weil aber diese Merkwürdige Lebensgeschichte verschiedne Dinge enthält, die in den Original-Briefen, welche ich dem Publico gegenwärtig überliefre, anders erzählet werden, und es überdieß darauf angesehen ist, dem Leser die Sache richtig und

nach

nach der Wahrheit vorzustellen, so habe ich mich entschlossen, diese Anmerkungen denselben beyzufügen.

London,
den 1sten Junius,
1764.

C. J. S. aus der Mark.

Ver-

Verzeichniß der Briefe, und deren Innhalts.

Brief. Seite.

1. Die ersten Umstände von Peters des Dritten Leben, und seiner Gelangung zum Throne. . 1.

2. Erstes Manifest des Kaisers, durch welches sein Sohn, der Großfürst, von der Regierung ausgeschlossen zu seyn scheint; imgleichen Peters des Dritten Vorrechte zur rußischen Crone vor dem unglücklichen Iwan. . . 13.

3. Verbannung des Großkanzlers Bestuscheff; Folgen dieser Ungnade. . . 20.

4. Leichengepränge der höchstsel. Kaiserinn Elisabeth. 30.

5. Freyheit, die der Kaiser dem rußischen Adel ertheilt, nebst den Vortheilen, welche die Nation in der Folge davon haben wird. . . 33.

6. Einführung eines Gesetzbuches nach dem Muster des Codicis Fridericiani, welcher in den Staaten des Königs von Preussen eingeführt ist. Bürgerliches Recht der Russen. . . . 45.

7. Criminal-Recht der Russen. . 52.

8. Rechte der Aeltern über ihre Kinder, der Ehemänner über ihre Weiber, der Herren über ihre Bedienten. 56.

9. Falsche Beschuldigung, die man Petern dem Dritten aufgebürdet, daß er den rußischen Priestern habe wollen die Bärte abscheeren lassen. . 59.

10. Gelehrsamkeit der rußischen Nation, nebst einigen besondern Umständen, die Akademie der Wissenschaften zu Petersburg betreffend. . 68.

11. Vorhaben des Monarchen, Schulen in seinem Reiche zu stiften. . . 81.

12. Freyheit der Russen im Ehestande. . 83.

13. Ursachen, warum Rußland nicht so volkreich ist, als es seyn könnte. . . 85.

14. Absichten des Kaisers wegen Curland, zum Besten

des

Brief. Seite.
des Prinzen George Ludwig, Herzogs von Holstein-Gottorf. . . . 90.
15. Woran es liegt, daß man bisher noch keine vollständige Geschichte von Rußland hat bekommen können. 93.
16. Von der Reise, die der Kaiser willens war, nach Deutschland zu thun, wie auch den Streitigkeiten zwischen den Herzogen von Holstein und den Königen von Dänemark. . . 98.
17. Von der rußischen Armee. . . 101.
18. Congreß, der zu Berlin gehalten werden sollte, um die Streitigkeiten mit dem Könige von Dänemark beyzulegen. . . . 105.
19. Einbusse der rußischen Armee im letztern Kriege. 109.
20. Rußische Seemacht. . . 112.
21. Unterschiedliche Cärimonien der rußischen Kirche; besondre Umstände von dem rußischen Frauenzimmer, und den Hochzeiten. . . 115.
22. Peter der Dritte wird vom Throne gestossen. . 138.
23. Von eben demselben Vorgange. . . 141.
24. Fortsetzung. . . . 149.
25. Fortsetzung. . . . 155.
26. Fortsetzung. . . . 163.
27. Fortsetzung: Unanständige Begegnung, die man Petern dem Dritten nach seinem Tode wiederfahren lassen; wie auch sein Leichenbegängniß . 166.
28. Wie es den holsteinischen Truppen gegangen ist. 175.
29. Beschuldigungen, die man Petern dem Dritten aufbürden wollen; nebst den besondern Umständen seines Todes. . . . 177.
30. Anmerkungen über die Merkwürdige Lebensgeschichte Peters des Dritten in 4to. Frankf. und Leipzig. 1762. Zweyte Auflage. . 188.

Brie-

Bayerische Staatsbibliothek München

Briefe
eines
Deutschen von Adel,
aus St. Petersburg,
an
seinen Freund
in Liefland.

Erstes Schreiben.

Mein Herr,

Ohne Zweifel werden Sie bereits Nachricht von der Veränderung haben, die sich bey uns nunmehr zugetragen hat, und deren wir uns schon seit einiger Zeit versahen. Die Kaiserinn Elisabeth ist todt, und Peter der Dritte hat den rußischen Thron bestiegen. Nach dem Aeusserlichen zu schliessen, sollte man wohl glauben, daß das ganze Reich hierüber ungemein vergnügt wäre, und daß man sich glück-

lich priese, endlich einmal wieder von einem Kaiser beherrschet zu werden. Wenigstens ist so viel gewiß, daß an dem Tage, da die Leibwache dem neuen Kaiser den Huldigungseid leistete, ein rußischer Officier seine Freude öffentlich mit den Worten zu erkennen gab: Nun, sagte er, kann ich doch vergnügt sterben, da ich einen Kaiser an der Spitze unsrer Armee sehe. Unterdessen getraue ich mich doch zu behaupten, daß der Kummer, den die Nation, und vornehmlich die Grossen des Landes, über den Tod der erhabnen Elisabeth empfinden, die Freude gar weit übertreffe, die sie äusserlich zu bezeigen gezwungen sind; und es läßt sich ohne grosse Schwierigkeit unterscheiden, ob die Thränen, die man vergießt, von der Freude, oder von der Betrübniß herrühren.

Sie wissen bereits, mein Herr, daß Peter der Dritte durch die Gleichgültigkeit, und so gar Verachtung, die er der rußischen Nation seit langer Zeit bewiesen, bey dem größten Theile mehr Furcht erwecket, als Liebe sich erworben hat. Man hat ihn mehr als einmal um den rechtmäßigen Besitz des rußischen Scepters zu bringen gesucht; und er hat das Glück, daß er desselben nicht wirklich beraubet worden, bloß der ungemeinen Zuneigung, welche die verstorbne Kaiserinn für ihn heegte, und der Treue von etlichen seiner Unterthanen zu danken. Wie viel Intriguen, ihn zu stürzen, hat man nicht entdecket und unkräftig gemacht! Noch wenig Tage, ja so gar wenig Minuten vor

dem Tode der Elisabeth, war er in Gefahr, sich die Crone entrissen zu sehn; und es wäre gewiß dahin gebracht worden, wenn er nicht sehr getreue Freunde gehabt hätte, die so gewissenhaft waren, daß sie ihre Einwilligung schlechterdings nicht dazu geben wollten, daß der Neffe Peters des Grossen der Rechte beraubet würde, die er auf dessen Erbschaft hatte.

Urtheilen Sie hieraus, ob wir nicht Ursache hatten, bey dem Tode der Elisabeth eine Revolution zu besorgen? Und kann man es uns wohl verdenken, daß wir bey der Vorstellung solcher kritischen Umstände zitterten? Wir wußten sehr wohl, daß die Gemahlinn des Prinzen, der nunmehr den Thron bestiegen hat, von einem Volke angebetet würde, das ohnedieß zur Empörung nur gar zu geneigt, und ohne Schwierigkeit zum Wechsel zu bereden ist.

Wir schätzen uns glücklich, daß der Augenblick, vor dem wir uns so sehr gefürchtet haben, vorüber ist; aber doch halten wir uns wegen der Zukunft noch nicht völlig gesichert. Obgleich die Entwürfe und Absichten unsers neuen Beherrschers offenbarlich sehr gut und überaus heilsam sind, so steht doch zu besorgen, daß ihn sein Temperament vielleicht zu gewissen Schritten hinreissen möchte, die er nicht eher wagen sollte, als bis er sich auf seinem Throne festgesetzt, und der Treue seiner Unterthanen versichert hätte. Was für einen Begriff, mein Herr, soll ich Ihnen von diesem Prinzen

machen? Es geht ihm gerade nicht anders, als einem Menschen, der von Jugend an unter der Zucht eines strengen und unbarmherzigen Lehrmeisters geseufzt hat, und der sich nun auf einmal in Freyheit gesetzt sieht. Alle diejenigen, von denen er bisher umringet gewesen ist, und die er als Feinde betrachtet, weil sie ihm oftmals zuwider gewesen, sind ihm verhaßt; es ekelt ihm so gar vor seinem bisherigen Aufenthalte, und nunmehr verstattet er seinen Begierden alles.

Unser Monarch ist von keiner üblen Gemüthsbeschaffenheit; aber die Methode, mit der er erzogen worden ist, hat ihn ein wenig unbiegsam gemacht. In seiner Kindheit ist er, nach dem Tode seines Vaters, unglücklicher Weise in die Hände eines Hofmeisters gerathen, der die Regeln, die man bey der Erziehung eines Prinzen beobachten muß, entweder gar nicht verstand, oder dieselben doch oft aus der Acht ließ, indem er seinem Untergebnen wie einem Sklaven begegnete. Die Kaiserinn Elisabeth, welche nach der Verordnung ihrer Mutter, den Enkel ihres Vaters zum Thronfolger haben wollte, wünschte diesen jungen Prinzen in Rußland zu sehn, damit sie ihn, nach den Gebräuchen und Fundamental-Verordnungen des Reichs, in der griechischen Religion erziehen lassen, und tüchtig machen könnte, dereinst eines der größten Reiche zu regieren.

Man

Man nahm, oder vielmehr man entführte ihn aus Holstein, und brachte ihn nach Rußland; er wurde nach griechischer Gewohnheit aufs neue getauft, und nicht lange hernach mit seiner gegenwärtigen Gemahlinn, einer Prinzeßinn aus dem Hause Anhalt-Zerbst, vermählet. Aber die Absicht der Kaiserinn Elisabeth ist bey weitem nicht zur Ausführung gekommen. Unmöglich konnte man den vermuthlichen Erben eines weitläuftigen Reiches zur Regierung, zumal über ein Volk das er gar nicht kannte, dadurch vorbereiten, daß man ihn beständig müßig seyn ließ, oder ihm vorsätzlich die Zeit mit Kleinigkeiten vertrieb, die ihn schlechterdings unfähig machen mußten, den Rang, zu dem er bestimmet war, mit gehörigem Anstande zu behaupten, und durch die er natürlicher Weise einen Ekel vor den wichtigen Pflichten bekam, denen er doch einst nachleben sollte.

Haben Sie wohl iemals gehöret, daß ein Prinz, der im Begriffe steht, das Steuerruder der Regierung selbst in die Hände zu nehmen, in seinem dreyßigsten Jahre noch keine ernstlichern und wichtigern Geschäffte kennt, als in seinem dreyzehnten; und daß man ihm bey den Berathschlagungen im Cabinet noch nicht einmal den Zutritt verstattet (*)? Wie war

(*) Der Verfasser der Merkwürdigen Lebensgeschichte Peters des Dritten versichert das Gegentheil von dem, was hier behauptet wird. Er sagt S. 16. Die Kaiserinn Elisabeth beschäfftigte

es möglich, daß er die Nation und die Maximen des Reichs kennen zu lernen vermocht hätte, da er beständig von allen Berathschlagungen ausgeschlossen war, und sich nicht einmal mer-

te sich hauptsächlich zum Flore des Handels, und zur Aufnahme der Künste und Wissenschaften in dem rußischen Reiche; worinnen ihr der Großfürst überaus behülflich war. Besonders ließ dieser für die Wissenschaften beständig eine grosse Neigung blicken, und schien denselben so gewogen zu seyn, daß er sich ein ausnehmendes Vergnügen daraus machte, den Versammlungen der kaiserlichen Akademie fast ordentlich beyzuwohnen; u. s. w. Man überläßt es dem Publico, diese Streitfrage zu entscheiden; und die Auflösung des Zweifels wird Niemandem schwer seyn, der nur einige Gelegenheit gehabt hat, die Lebensart kennen zu lernen, welche Peter der Dritte führte.

Ich für meinen Theil glaube, daß die Akademie in ihren Jahrbüchern wohl schwerlich Tage finden werde, die ihr durch die Gegenwart dieses Prinzen merkwürdig geworden wären. So groß bey ihm die Neigung zu den kriegerischen Uebungen von seiner zartesten Jugend an war, eben so groß war hingegen die Gleichgültigkeit, die er gegen die schönen Künste und Wissenschaften blicken ließ. Ich berufe mich hierinnen auf diejenigen, welche Zeit seines Aufenthalts in Rußland die Ehre gehabt haben, um seine Person zu seyn. Schon in seiner Kindheit bestanden die Spiele, mit denen er sich am liebsten beschäfftigte, darinnen, daß er sich mit dem Rapiere zu thun machte; und wer weis nicht, wie weit er in seinen reifern Jahren das Vergnügen, die Fechtkunst zu lernen und selbst andre darinnen

zu

merken lassen durfte, daß er gern etwas darum wissen möchte, was vorgienge? Und dieß ist es noch nicht alles, sondern man wollte ihm so gar nicht einmal vergönnen, mit seinen

zu unterrichten, getrieben hat? Er hätte gewiß die ganze Akademie der Wissenschaften für einen einzigen wohlgewachsenen, beherzten und gut exercirten Dragoner hingegeben. Das, was er sich zum Muster vorsetzte, was er nachahmen wollte, waren auch bloß die kriegerischen Tugenden; der Ruhm eines Philosophen war das wenigste, wornach sein Ehrgeiz strebte.

Nichts ist betrüglicher, als der gemeine Ruf; er kann alle Arten der Veränderungen annehmen, und fügt sich überaus leicht zu teglichem Tone, den ihm die Staatslist nur geben will. Jeder Fürst wird angebetet, so lange er regiert, wenn er auch ein zweyter Caligula wäre; und so lange findet man an ihm lauter Tugend und Weisheit. Die Wahrheit ist in den Palästen der Grossen selten willkommen, und nähert sich dem Throne nur mit Zittern. Man betrachtet einen regierenden Herrn bloß durch das betrügliche Vergrösserungsglas, welches uns die kleinen Spuren von der Tugend groß darstellt; da uns hingegen die sichtbaren Flecken des Lasters entwischen, weil sie zu groß sind, als daß sie sich in dem Mittelpuncte desselben sammeln sollten. So bald aber ein Prinz unglücklich wird, verschwinden alle seine guten Eigenschaften, und man erblickt an ihm weiter nichts mehr, als Unvollkommenheiten. An Petern dem Dritten war, da er den Thron bestieg, alles groß, alles war weise, alles kündigte seinen erhabenen Geist an; Man legte ihm so gar solche Tugenden bey, auf die er in seinem ganzen Leben niemals

holsteinischen Unterthanen frey und ungehindert umzugehen; die Bedienten wurden ihm weggenommen, so bald man merkte, daß er sie schätzte; und selbst die Grossen in Rußland setzten ihre Ehre und Freyheit in Gefahr, wenn sie in den Verdacht geriethen, daß sie eine vertraute Bekanntschaft mit dem Großfürsten unterhielten. Daher konnte man ihn auch nicht anders ansehn, als wie einen Staatsgefangnen; und darf man sich nun wohl wundern, wenn er gegen eine Nation, und gegen ein Land, wo er so lange gemißhandelt worden ist, nichts als Haß und Verachtung empfindet; da er unterdessen ruhig und ohne Zwang über seine eignen Unterthanen, und über sein Erbland regieren konnte, welches ihm, so klein es auch ist, doch so viel eingetragen haben würde, daß er dabey hätte vergnügt leben können?

Aus diesem Grunde hatte er mit Vergünstigung der Elisabeth einige Truppen aus Holstein kommen lassen, um einen Zeitvertreib zu

mals Anspruch gemacht. Und er hatte erst etliche Monate regieret, als man schon sein Andenken verewigen, und ihm güldne Ehrensäulen setzen wollte; damals war er ein würdiger Neffe von Petern dem Grossen. Allein kaum ward er unglücklich, so veränderte sich sein ganzer Charakter auf einmal; nun hatte er nicht die mindeste Einsicht, nicht den mindesten Witz mehr; er war weiter nichts, als ein Dummkopf, ein Bösewicht, ein Landesverräther, und nicht werth, den Thron seiner Ahnen zu besitzen. O tempora! O mores!

zu haben. Die Kaiserinn hatte ihm das Lustschloß Oranienbaum geschenkt, welches ehemals dem Grafen Menzikof gehörte. Daselbst wies er seiner kleinen deutschen Mannschaft ihren Aufenthalt an; und eben dieß ist der Ort, wo er bis diese Stunde sein größtes Vergnügen gefunden hat. Wenn er den ganzen langen Winter in dem Palaste seiner Tante als ein Gefangner zugebracht hatte; so erlaubte man ihm im Frühlinge, nach Oranienbaum zu gehn, wo er sich in der Gesellschaft einiger jungen und zügellosen Officiers, mit denen er sich allen Arten der Ergötzlichkeiten und Ausschweifungen überließ, für die gezwungne Lebensart, der er sich hatte unterwerfen müssen, zu erholen suchte. Alles dieses mußte seine Zuneigung gegen die Ausländer unfehlbar eben so sehr vermehren, als den Haß gegen die rußische Nation bey ihm vergrössern. Dieses wußten sich auch seine Feinde an dem Hofe der Kaiserinn trefflich zu Nutze zu machen; sie suchten ihn daher so sehr anzuschwärzen, als ihnen nur möglich war, und schilderten ihn als einen Prinzen ab, von dem das ganze Reich eine allgemeine Zerrüttung, ja seinen gänzlichen Untergang zu befürchten hätte. Diese Ohrenbläsereyen bewogen die Kaiserinn zwar noch nicht, die Zärtlichkeit, so sie für ihren Neffen heegte, gänzlich zu unterdrücken, aber doch ihm nur sehr wenig Freyheit zu gestatten: welches diesen Prinzen immer mehr und mehr erbitterte. Aus dem, was ich die Ehre gehabt habe, Ihnen

zu sagen, können Sie, mein Herr, nun leicht urtheilen, daß Peter der Dritte zu seinen Unterthanen gar nicht die Zuneigung haben kann, die man ihm hätte einflössen sollen: Aber daraus dürfen Sie noch nicht schliessen, daß er deßwegen eben von schlechter Gemüthsart wäre.

Das Verfahren, welches er beobachtet hat, ist ein Beweis seiner Großmuth und Gnade. Denn da er den Thron bestiegen, hat er nicht nur allen denen, die ihn beleidiget hatten, verziehen, sondern er hat sie so gar mit Gnadenbezeigungen und Wohlthaten überhäufet. Sie werden vielleicht sagen, diese Großmuth sey am unrechten Orte angebracht, und er habe übel gethan, daß er seinen Feinden nicht die Köpfe vor die Füsse legen lassen, wie es sein Großvater machte; oder daß er sie nicht wenigstens ausser Stand gesetzt, ihm schaden zu können?

Hierinnen möchten Sie wohl Recht haben, mein Herr. Ich zittre, wenn ich diesen gar zu gutherzigen und gar zu wenig mißtrauischen Prinzen von so viel Menschen umringet sehe, in deren Augen man die blutigsten Anschläge liest, und die ihm im Grunde ihres ungetreuen Herzens ganz gewiß den Tod wünschen. Ich kann es ohne Beunruhigung gar nicht mit ansehn, daß er sich so unvorsichtig den verführerischen Liebkosungen treuloser Unterthanen preis giebt, die nur Gelegenheit suchen, ihn zu stürzen, und die unter dem äusserlichen

Schei-

Scheine der Ergebenheit und einer unverbrüchlichen Treue die schwärzesten und hassenswürdigsten Absichten verbergen.

Ich weis wohl, daß die großmüthige Elisabeth noch auf ihrem Todbette bey ihm auf das Versprechen drang, daß er allen seinen Feinden verzeihen, und seinen Thron nicht auf das Blut seiner Unterthanen befestigen sollte; aber will er denn sein eignes Leben in Gefahr setzen, um nur Verräther zu verschonen, und ein Versprechen zu halten, das er zu thun gezwungen gewesen, oder das er doch wenigstens ohne Ueberlegung gethan hat? Der unglückliche Herr! Er kennet die Nation noch nicht, deren unumschränkter Beherrscher er ist; und man hat ihm dieses nur mit gar zu vielem Glücke zu verbergen gewußt. Der Russe ist mit sklavischen Gesinnungen geboren; er leistet bloß Gehorsam, weil er dazu gezwungen ist; er gleicht einem Tyger, der seinem Herrn die Hände leckt, so lange er an der Kette liegt, der ihn aber zerreißt, so bald er sich in Freyheit gesetzt sieht.

Sie, mein Herr, werden Sich vielleicht wundern, daß ich zu einer Zeit, wo man nichts als Freude athmet, solchen traurigen Gedanken bey mir Raum gebe? Wundern Sie Sich nur nicht: Vestigia me terrent. War nicht Peter der Grosse ein Gott, den die ganze Nation anbetete, und dessen Zorn alle Völker seines Reichs zittern machte? Aber war er wohl bey seinen eigenen Unterthanen sicher, ob er gleich aus rußischem Geblüte herstammte?

Wie viel Köpfe mußte er nicht abschlagen lassen, und wie viel Unglückselige ließ er nicht bey den Rippen aufhängen, ehe er sicher und ruhig schlafen konnte? Die ganze Nation hat der Prinzeßinn Elisabeth, als rechtmäßiger Erbinn der rußischen Crone, den Eid der Treue sehr gern geleistet; aber wie viel Nasen und Ohren hat sie nicht abschneiden, und wie viel Zungen hat sie nicht kürzer machen lassen, ehe sie ihre Crone befestiget hatte? Bey Sklaven, die der Züchtigungen gewohnt, die sich durch Gnade rühren zu lassen unfähig, die nur aus Furcht vor der schwersten Strafe gehorsam sind, richtet die Knute mehr aus, als die allergroßmüthigsten Handlungen.

Jedoch, mein Herr, ich werde Ihnen zur Last, ich schliesse demnach, und versichre Sie, daß Niemand mit mehrerer Hochachtung sey rc. rc.

St. Petersburg,
den $\frac{2}{13}$ Jänner, 1762.

Zwey-

Zweytes Schreiben.

Mein Herr,

Ihrer kritischen Anmerkungen über das Manifest, das der neue Kaiser beym Antritte seiner Regierung ausgehn lassen, hatte ich mich im voraus versehen. Ich will itzo gar nicht untersuchen, ob er recht daran gethan, daß er in demselben des jungen Prinzen, seines Sohnes, gar nicht erwähnet hat; und noch viel weniger Mühe werde ich mir geben, die Bewegungsgründe dieses Verfahrens zu erforschen. Dieß ist eine Sache, von der man mit grosser Vorsicht sprechen muß, zumal in einem Lande, wie dieses ist; wo man sehr unbesonnen handeln würde, wenn man seine Gedanken laut sagte. Genug, daß Er es thun konnte: Und da dieß ein Punct ist, worüber Sie mit mir nicht einerley Meynung hegen; so werde ich die Ehre haben, Ihnen zu beweisen, daß es ein Recht sey, welches sich auf die Reichsgesetze gründet.

Ohne Zweifel erregte in dem Geiste Peters des Grossen der Vorfall mit dem unglücklichen Zarewitsch den Gedanken, ein Gesetz aufzurichten, welches den rußischen Kaisern die Freyheit ertheilte, sich einen Thronfolger, so gar mit Ausschliessung ihrer eignen Kinder, zu erwählen. Vielleicht stehen Sie an, ob Sie mir hierinnen auf mein Wort glauben wollen?

Aber

Aber wenn Sie es verlangen, so bin ich im Stande, Ihnen dieses zu beweisen. So viel vorausgesetzt, hat der Kaiser daran nichts Neues gethan; überdieses ist es ja noch nicht ausgemacht, ob er wirklich die Absicht hat, seinen Sohn unwiederruflich von der Thronfolge auszuschliessen. Vielleicht hat Peter der Dritte bey sich selbst gedacht: "Paul Petrowitsch ist "nur noch ein Kind; von seiner Gemüthsbe"schaffenheit und seinen Neigungen läßt sich noch "gar nicht urtheilen; es wird mir allezeit leich"ter seyn, ihn zu meinem Thronfolger zu er"nennen, als ihn in der Folge dieses Rechtes "zu berauben, wenn er sich desselben unwürdig "macht." Und wenn dieses des Kaisers Gedanken gewesen sind, könnte man ihn wohl tadeln? Unterdessen bin ich doch eben so wohl, als Sie, der Meynung, daß er besser gethan haben würde, wenn er diesem jungen Prinzen ein Vorrecht, darauf er eben so viel Anspruch hat, als sein Vater, auch itzo gleich zugestanden hätte.

Allein, mein Herr, sagen Sie mir, wie kommen Sie auf den Einfall, daß der unglückliche Iwan ein größres Recht zur Regierung haben sollte, als Peter der Dritte? Erinnern Sie Sich denn nicht, daß Iwan von der ältern Linie herstammt?

Peter der Erste regierte anfänglich mit seinem ältern Bruder Iwan Alexiewitsch zugleich. Dieser letztre erklärte sich nach einiger Zeit für unfähig zur Regierung, und trat seinem

Bruder mit der Crone die Rechte und Vorzüge der kaiserlichen Würde ganz ab. Peter der Erste hat sein Reich so sehr wohl regieret, daß man ihm mit Rechte den Namen des Grossen beylegte. Er hat eine ungesittete und barbarische Nation gleichsam aus ihrem Nichts hervorgezogen, und sie bey ihren Nachbarn furchtbar gemacht. Seine weisen und heilsamen Verordnungen sind noch bis diese Stunde lauter Gesetze, nach denen sich die sämmtlichen rußischen Staaten richten. Sein Andenken wird in denselben immerdar verehrungswürdig bleiben. Ist es demnach wohl ungerecht, daß seine eignen Nachkommen den Thron besitzen, den er mit so viel Arbeit und Mühe für sie befestiget hatte? Und können die Nachfolger eines Iwan Alexiewitsch wohl den geringsten Anspruch auf eine Crone machen, die ihr Vater selbst freywillig abgetreten hat?

Peter der Erste gab den Scepter, da er starb, seiner andern Gemahlinn Katharine (*); und diese traf die Verfügung, daß seine Descendenten ihr nach der natürlichen Ordnung folgen, und wenn dieser Zweig ausgestorben wäre, die Linie des ältern Bruders ihres Gemahls

(*) Man sehe die genealogische Tabelle von den rußischen Kaisern aus dem Hause Romanow, in dem Mercure Historique & Pölitique, de la Haye, Vol. CLII. mois de *Février*, pag. 225. oder nur die kleine Stammtafel vom Alexei Michaelowitsch an, welche man S. 9. der oben angeführten Merkwürdigen Lebensgeschichte Peters des Dritten findet. Anm. des Herausgebers.

mahls zur Regierung gelangen sollte. Sie starb im Jahre 1727. und Peter der Zweyte, ein Sohn des Zarewitsch und der Prinzeßinn Christina Sophia von Braunschweig-Blankenburg, folgte ihr in der Regierung. Dieser Prinz genoß seine Crone nicht lange; er starb schon im Jahre 1730. Nach der ordentlichen Erbfolge war nun die Reihe schon damals an Petern dem Dritten, (als einem Sohne der Anna, ältesten Tochter Peters des Ersten, welche mit dem Herzoge Carl Friedrich von Holstein vermählet gewesen war,) daß er den Thron hätte besteigen sollen.

Sie sehen hieraus, mein Herr, daß dieser Prinz natürlicher Weise schon eher hätte zur Regierung gelangen sollen, als die Prinzeßinn Elisabeth, und also ein Recht hatte, vor dieser gekrönt zu werden. Allein der Senat wollte keinen kleinen und jungen deutschen Prinzen, der damals erst zwey Jahre alt war, zu seinem Beherrscher annehmen; und da man einmal willens war, auch die Prinzeßinn Elisabeth von der Thronfolge auszuschliessen, so fand man kein bequemeres Mittel, diesen schon längst gemachten Entwurf glücklich auszuführen, als daß man zu der ältern Linie übergieng, und der Prinzeßinn Anna, Wittwe des Herzogs Friedrich Wilhelm von Curland, die Crone anbot. Diese Kaiserinn wurde zu Moscau eingeweiht, worauf sie ihre Nichte, die Tochter des Herzogs Carl Leopold von Mecklenburg-Schwerin, nebst deren Gemahle, dem

Her-

Herzoge Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, zu sich kommen ließ, und dieselbe zur Großfürstinn erklärte. Dieser Prinzeßinn hat der unglückliche Jwan, der in der Wiege Kaiser, und seit demselben zugleich glücklichen und unglücklichen Augenblicke ein Gefangner gewesen ist, sein Leben zu danken (*).

(*) In der Merkwürdigen Lebensgeschichte rc. findet sich hier ein Widerspruch. Der Verfasser sagt S. 13. die Kaiserinn Anna sey durch die Prinzeßinn Elisabeth vom Throne gestoßen worden. Allein wo will er denn die Regentinn Anna, Mutter des Jwan, hinsetzen? Denn so müßte die Regierung der Elisabeth unmittelbar nach der Absetzung ihren Anfang genommen haben; also findet kein Interregnum Statt. Die Kaiserinn Anna, sagt er, hatte den Prinzen Jwan zu ihren Thronfolger im rußischen Reiche ernannt u. s. w. Aber wie hätte sie diese Ernennung gültig machen können, wenn sie wäre vom Throne gestoßen worden (†).

(†) Im deutschen Originale dieser Schrift S. 10. findet man dergleichen Irrthum nicht; es muß also derselbe von einer Uebereilung des französischen Uebersetzers herrühren, auf dessen 13te Seite sich der Herausgeber unsrer Briefe eigentlich bezieht. Dergleichen Fehler mögen in der französischen Uebersetzung der Merkwürdigen Lebensgeschichte rc. vielleicht mehrere seyn; und wir bleiben daher billig bey der Anführung des deutschen Originals. — Unterdessen ist uns die Nachricht unsers Verfassers selbst, ganz neu vorgekommen, daß die Kaiserinn Anna ihre Nichte, die Mutter des unglücklichen Jwans, iemals zur Großfürstinn ernannt haben sollte; da vielmehr Jedermann bisher nicht an-

Damals dachte man nicht im mindesten an die Prinzeßinn Elisabeth; und man hatte ihre Einkünfte so sehr eingeschränkt, daß sie oftermals Mangel am Nothdürftigen litt; ja man gieng so gar mit einem Anschlage schwanger, sie an einen deutschen Prinzen zu vermählen, um sie auf ewig los zu werden. Aber die Mißgunst, welche damals zwischen dem Herzog Biron, Regenten von Rußland, der die ganze Nation zittern machte, und dem tapfern Münnich herrschte, welcher von der ganzen Armee angebetet wurde, gab der Prinzeßinn Elisabeth Gelegenheit, sich des Thrones ihres Vaters zu bemeistern; und diese beiden Herren wurden, der eine schon vor dieser Wiedereroberung, und der andre kurz darauf, ins Elend verbannet, und zugleich aller ihrer Aemter und Güter beraubet.

Das Uebrige, mein Herr, ist Ihnen bekannt; und nun hoffe ich, Sie werden keinen Zweifel mehr heegen, daß Peter der Dritte der rechtmäßige Erbe der rußischen Crone sey. Unterdessen können Sie doch versichert seyn, daß es in diesem Lande keinen Menschen giebt, der nicht das unglückliche Schicksal des Prinzen Iwan beklagen sollte. Für Ihn wäre es unstreitig besser, wenn er nimmermehr Kaiser gewe-

anders gewußt hat, als daß sie kurz vor ihrem Tode den Sohn ihrer Nichte, den neugebornen Prinzen Iwan, zu ihrem Thronfolger, die Mutter aber zur Regentinn, oder Vormünderinn, (nicht zur Großfürstinn,) ernannte. A. d. H.

wesen; weil ihn diese Würde um seine Freyheit und alle Annehmlichkeiten des menschlichen Lebens gebracht hat, die er in einem weniger hohen Stande hätte geniessen können.

Wie es scheint, so hat auch selbst Peter der Dritte Mitleiden mit ihm; und man spricht hier, daß er eine gewisse Absicht zum Besten dieses Prinzen vorhabe, von der wir in der Folge nähere Nachricht zu erwarten haben. Wenigstens fängt man schon an, seinen Namen frey nennen zu dürfen; welches unter der Regierung der Kaiserinn Elisabeth gar sehr gefährlich war. Der blosse Name Jwan war sonst so fürchterlich, daß man allezeit in Gefahr stand, die Spitze der Zunge zu verlieren, wenn man ihn aussprach. Alle Silbermünzen, die man auf ihn geprägt hatte, waren bey Lebensstrafe verboten. Es ist noch nicht gar zu lange, daß dieses ein Handwerksmann aus Deutschland erfahren hat. Dieser Mann, der ein Tischler war, und schon etliche Jahre lang in Petersburg gearbeitet hatte, stand im Begriffe, nach seinem Vaterlande zurück zu kehren. Er hatte bereits seinen Reise-Paß, und befand sich zu Kronstadt auf einem lübeckischen Schiffe. Da es verboten ist, Geld oder irgend eine Art von Silbergeschirr mit zu nehmen, wenn man aus dem Lande reist; so fragte ihn der Visitator oder Besucher, ob er dergleichen bey sich hätte? Er antwortete, er habe nichts, als etliche Rubeln, womit er den Schiffer bezahlen wollte. Diese mußte er

vorzeigen, und zu seinem Unglücke fand sich darunter einer mit Iwans Bildnisse, ohne daß er ihn selbst kannte, oder sich hätte besinnen können, wo er denselben bekommen. Man nahm ihn auf der Stelle in Verhaft, und der arme Mann wurde als ein Gefangner nach Petersburg gebracht, wo ihn auch alle seine Gründe, so gerecht und überzeugend sie waren, doch nicht retten konnten; dergestalt, daß er, an statt sein Vaterland zu sehen, verurtheilet wurde, nach Sibirien zu wandern. So gefährlich war es, einen Rubel vom Iwan zu haben. Ich bin u. s. w.

St. Petersburg,
den $\frac{12}{23}$ Jänner, 1762.

Drittes Schreiben.

Es ist mir nicht möglich, Ihrer Neubegierde völlig Genüge zu leisten. Zu geschweigen, daß ich nicht vermögend bin, alle Ihre Fragen zu beantworten, so darf ich es auch nicht wagen, gewisse Sachen dem Papiere anzuvertrauen; wiewohl ich Ihnen über gewisse besondre Umstände mit mehrerer Freyheit einiges Licht werde geben können, wenn ich das Vergnügen habe, mich mündlich mit Ihnen zu unterreden.

Die Eintracht zwischen dem Kaiser und seiner Gemahlinn scheint so ziemlich wieder her-

ge-

gestellt zu seyn; unterdessen möchte ich doch für die Dauer derselben nicht gut sagen. Peter ist gar zu vergnügt, daß er endlich selbst Monarch ist, und beschäfftigt sich bloß noch mit dem Glücke, regierender Herr zu seyn. Wie hätte er auch einer liebenswürdigen Gemahlinn die Verzeihung versagen können, die er allen seinen Feinden hat angedeihen lassen? Zudem ist Katharine viel zu klug und zu fein, als daß sie ihren Gemahl in seiner Freude stören sollte.

Allein Sie verlangen, mein Herr, daß ich Sie von den Ursachen benachrichtigen soll, welche die Zwistigkeit unter diesen hohen Vermählten veranlasset haben? Ueber diese Materie werde ich Sie wohl schwerlich vergnügen können. Es kömmt mir nicht zu, zu urtheilen, ob der Kaiser Ursache gehabt hat, die Treue seiner Gemahlinn in Verdacht zu ziehn. Unterdessen kann ich Ihnen doch die Versicherung geben, daß es in Rußland diesem Prinzen kein Mensch zu gute hält, daß er hiervon so ungescheut gesprochen hat, und sich noch oft solcher Ausdrücke bedient, die ihm selbst keine Ehre machen. Keine Seele würde iemals auf solche verhaßte Dinge gefallen seyn, wenn er nicht selbst zuerst den Anlaß dazu gegeben hätte; es hat auch keine Seele jemals die Kaiserinn solcher Fehltritte für fähig gehalten. Muß es dieser Prinzeßinn und der gesammten Nation nicht sehr weh thun, daß der einzige Erbe des Throns, der von allen seinen Unterthanen so zärtlich geliebt wird, von seinem eignen Vater für einen

Bastard erkläret werden soll? Erlauben Sie, daß ich mich über diese Materie weiter nicht ausbreiten, sondern Ihnen vielmehr von einer Geschichte sagen darf, die vielleicht das Meiste zu der Uneinigkeit und dem Kaltsinne beygetragen hat, welche seit etlichen Jahren unter diesen beiden hohen Personen obgewaltet haben.

Sie werden Sich noch erinnern, mein Herr, daß zu Anfange des gegenwärtigen Krieges der Großkanzler Bestuschef, einer der geschicktesten Minister im Reiche, aller seiner Aemter entsetzet, und ins Elend verbannet wurde. Man hat wenig Exempel, daß einem so grossen, und an allen europäischen Höfen so verehrten Minister, auf eine mehr in die Augen fallende und schimpflichere Art begegnet worden wäre, wenn er in Ungnade gefallen ist.

Das Verfahren, welches man gegen Bestuscheffen beobachtet hat, da man ihn auf einmal alles dessen beraubte, was er besaß, ist hier nichts Ausserordentliches; dieß sind die Präliminarien aller Processe. Ein blosser Verdacht ist in diesem Lande schon hinreichend, aller seiner Güter im Augenblicke verlustig zu gehn. Es braucht weiter nichts, als iemanden ins Gefängniß zu bringen, daß er so gleich geplündert wird; und man sieht sich oftmals zur äussersten Dürftigkeit gebracht, wenn man auch schon nicht allemal nach Sibirien geschickt wird.

Aber seyn Sie so gütig, lesen Sie das Manifest, das man gegen diesen Minister herausgegeben, und sagen Sie mir, ob jemals ein

Mann,

Mann, der den vornehmsten Posten im Reiche bekleidet hat, so beschimpfet worden ist, als er, ohne daß doch sein Verbrechen wäre bekannt gemacht worden? In diesem Manifeste wird er ein vollkommener Bösewicht genannt, der in der Bosheit und Treulosigkeit grau geworden sey. Man giebt ihm darinnen Verbrechen wider den Staat schuld, ohne doch ein einziges namhaft zu machen.

Ganz Europa war auf den Fall dieses Ministers aufmerksam, und die Ursache davon blieb dem ganzen Europa unbekannt. Bald muthmaaßte man, er habe des Land verrathen, und ein geheimes Verständniß mit den Feinden des Staats unterhalten; bald schrieb man die Langsamkeit, mit der die rußischen Truppen in Deutschland vorrückten, auf seine Rechnung, und GOtt weis, was für unzuverläßige Schlüsse man aus seinem Schicksale zog. Selbst hier in Rußland wußte man eben so wenig, als in andern Ländern. Wer davon unterrichtet war, verschwieg es, und Niemand unterstund sich, ihn darum zu fragen. Wenn aber das wahr ist, was ich gehöret habe; so bleibt ganz und gar keine Schwierigkeit mehr übrig, die Ursachen der Uneinigkeit zwischen unserm Beherrscher und seiner Gemahlinn zu errathen; Und in solchem Falle werde ich vielerley Dinge erklären können, von denen man ausserdem nimmermehr einen Grund anzugeben vermocht hätte.

Zu Anfange des Krieges war die Kaiserinn Elisabeth fast beständig krank, und der schwäch-

liche Zustand dieser Prinzeßinn nahm ostermals dermaassen zu, daß man an ihrem Leben verzweifelte. Unterdessen war sie in diesen Krieg verwickelt, und fest entschlossen, die Partey wider den König von Preussen mit Nachdruck zu halten. Bey Hofe war fast kein Mensch, der nicht eben diese Gesinnung gehabt hätte, ausgenommen der Großfürst, den man bey dieser wichtigen Angelegenheit nicht zu Rathe gezogen hatte, den dieser Schimpf verdroß, und der also um desto mehr geneigt war, sich der andern Partey zum Trotze für den König von Preussen und seine Alliirten zu erklären. Es schickte sich freylich nicht recht für ihn, daß er seine Gesinnungen so öffentlich zu erkennen gab; da er aber nicht heucheln kann, wenn es die Klugheit gleich schlechterdings verlangt, so machte er auch daraus kein Geheimniß; und so bald die rußische Armee, oder das Heer ihrer Alliirten einen Stoß bekommen hatte, war er unfehlbar der erste, der den Ministern darüber mit einer ironischen Art die Condolenz-Complimenten abstattete (*); Sie können Sich leicht

(*) In der oben angeführten Merkwürd. Lebensg. wird S. 16. behauptet, es habe Peter öfters geheime Ordres an die in Deutschland stehenden Generale der rußischen Völker ausgefertigt, die von den Kaiserlichen seiner Frau Muhme sehr verschieden, und dem wahren Interesse von Rußland ganz zuwider gewesen wären. Wer aber die Art und Weise kennt, wie die selige Kaiserinn Elisabeth ihr Reich regieret hat,

leicht vorstellen, mein Herr, daß dieser Scherz den Russen nicht nach ihrem Geschmacke war, und daß ihnen ein solches Betragen allerdings Anlaß geben mußte, verdrüßliche Folgen zu befürchten, falls die Kaiserinn sterben, und der Großfürst im Stande seyn sollte, in allen Dingen als unumschränkter Herr zu handeln. Diese Furcht beunruhigte sie um desto mehr, weil sie wohl begreifen konnten, daß sie wegen der schlechten Dienste, die sie diesem Prinzen oftmals bey seiner Tante erwiesen, die gerechtesten Züchtigungen verdienet hatten.

Aus allen den Gründen wünschten sie, daß Peter den rußischen Thron nimmermehr besteigen möchte. Sie sahen den Sturm voraus, der über ihren Köpfen ausbrechen würde; und es war ihnen leid, daß der Enkel in die Fußstapfen seines Großvaters treten möchte. Allein wie sollte man diesem Prinzen die Crone entreissen? Man wußte, daß ihm die Kaiserinn Elisabeth liebte, und also nimmermehr zugeben würde, daß man ihren Erben seiner Rechte beraubte. Man mußte Kunstgriffe anwenden, um zu einem so verhaßten Endzwecke zu gelangen; und man nahm sich nichts Gerin-

hat, der wird ohne Schwierigkeit begreifen, wie wenig es ihm möglich gewesen sey, dergleichen Schritte zu thun. Ich glaube nicht, daß es ein einziger rußischer General hätte wagen dürfen, andern Ordres Folge zu leisten, als die aus dem Cabinet kamen, wo der Großfürst keinen Zutritt hatte.

gres vor, als ein falsches Testament zu schmieden, wodurch der rechtmäßige Erbe um die Crone gebracht, und dieselbe seinem Sohne, der noch ein Kind ist, aufs Haupt gesetzt werden sollte, während dessen Minderjährigkeit sodann die Großfürstinn, seine Mutter, nebst einigen bereits gewählten und ernannten Senatoren Regentinn geworden wäre.

Ich will gar nicht behaupten, daß diese Prinzeßinn an einem solchen niederträchtigen Anschlage Theil genommen hätte; ich weis bloß, daß die Sache entdecket wurde, und daß dieß die Ursache zu **Bestuscheffs** Ungnade, und zu dem Kaltsinne war, welchen **Peter** seiner Gemahlinn seit der Zeit bewiesen hat. Die Gräfinn von **Woronzow**, eine Tochter des Senators gleiches Namens, nahm damals in dem Herzen des Kaisers die Stelle ein, welchen **Katharine** bis selbigen Augenblick behauptet hatte (*), und er suchte ihr bey allen Gelegenheiten eine vorzügliche Achtung zu beweisen.

Bey

(*) Was der Verfasser der Merkw. Lebensg. S. 39. von den Absichten sagt, die der Kaiser zum Besten der jungen Gräfinn von **Woronzow** gehabt haben soll, das läßt sich nicht mit so viel Zuversicht behaupten, als dieser Schriftsteller zu glauben scheint. Es ist bekannt, daß dieselbe bloß mit Erlaubniß der Elisabeth seine Maitresse gewesen, welche vermuthlich ihre besondern Absichten gehabt hatte, dieses zu gestatten. Und wenn er sich auch dereinst hätte mit ihr vermählen wollen, was für ein übergrosses Verbrechen wäre es denn gewesen, daß

Bey dieser Gelegenheit hat man Ursache, die Klugheit und Politik der Kaiserinn zu bewundern, indem sie zu keiner Zeit unterlassen, dieser unwürdigen Nebenbulerinn mit der größten Höflichkeit zu begegnen, ja sich so gar beeifert hat, ihr noch mehr Gnade zu beweisen, als der Kaiser selbst, ohne sichs merken zu lassen, daß sie es wüßte, wie sehr dieselbe ihr vorgezogen würde. Unterdessen ist es freylich wahr, sie ward hinlänglich selbst durch die Wahl ihres Gemahls gerächt, indem seine Maitresse eben so häßlich, als dumm war, und vernünftigen Leuten um desto lächerlicher vorkam, je mehr ihr ganz übertriebner Stolz ihren kleinen Geist in seinem ganzen Lichte zu erkennen gab.

Wie die Rede geht, so hatte man noch wenig Tage vor dem Tode der Elisabeth abermals etwas wider unsern Monarchen versuchet, und die verstorbne Kaiserinn endlich beredet, ihre Einwilligung dazu zu geben, daß er von der Thronfolge ausgeschlossen werden sollte; Peter soll aber durch einige seiner Getreuen von der Hofstatt Nachricht hiervon bekommen, und diesem schrecklichen Unglücksfalle glücklich vorzubeugen gewußt haben.

Wenn

daß er es gemacht hätte, wie seine Großväter es oftmahls machten, welche sich allemal ihre Gemahlinnen aus der Nation erwählten? Ueberdieß, "ist das Haus Woronzow nicht eines der größten "und ältesten Häuser im Reiche?"

Wenn man erwägt, wie viel Beschwerlichkeiten sich dieser Prinz hat gefallen lassen, um sich einer Erbschaft zu versichern, die ihm von Rechts wegen zukam; so kann man es ihm unmöglich verdenken, daß er sich itzo der Freude so sehr überläßt, und sich für alle die Kränkungen, die ihm wiederfahren sind, nunmehr erholt.

Der Friedensschluß mit dem Könige von Preussen ist bey unserm Hofe schon bekannt gemacht. Die Nation muß eine Verwandlung erfahren, wenn die Freundschaft, die sie mit dem Hofe zu Berlin gemacht hat, aufrichtig werden soll. Sie können es sich gar nicht vorstellen, mein Herr, wie sehr der Haß gegen die Preussen hier eingewurzelt war. Fast war es schon ein Verbrechen, den Namen des Königs zu nennen. Da man der Person dieses Prinzen nichts anhaben konnte, so rächte man sich an seinen Bildnissen. Es wurde so gar durch alle Häuser angesagt, daß man dergleichen nicht haben sollte, so sehr erniedrigte man hier einen König, dessen Ruhm sich bis an die äussersten Winkel der Erde ausgebreitet hat.

Es hat sich manchmal ereignet, daß die Russen aus Irrthum vor dem Bildnisse des Königs von Preussen das Zeichen des Kreuzes gemacht haben, indem sie meynten, daß es das Bildniß von irgend einem Heiligen sey; und sie konnten dieses Verbrechen nicht anders büssen, als daß sie am Osterfeste die Glocken läuteten (*).

Der

(*) Die Glocken an den Osterfeyertagen läuten,

Der Graf Totleben (*) schickte der Kaiserinn Elisabeth das Bildniß des Königs von Preussen zu; ich habe aber nicht gehöret, daß er dafür eine Belohnung erhalten hätte. Sie verbannte dieses Bildniß hinter ihr Bette, wo es bis an ihren Tod geblieben ist. Peter hat es aus diesem Winkel wieder hervorziehn, und in einen Rahm setzen lassen; und von Stund an haben alle übrigen Bildnisse von ihm ihre Pläze in den Häusern der Privat-Leute wieder eingenommen.

St. Petersburg,
den $\frac{18}{29}$ Jänner, 1762.

Vier-

tern, ist nach den Begriffen des rußischen Pöbels ein Mittel, sich mit GOtt zu versöhnen, und die Vergebung seiner Sünden auf ein ganzes Jahr zu erlangen. Man läuft Haufenweise darnach, und giebt so gar Geld, daß man nur zu dieser frommen Uebung zugelassen werde. Einem Ausländer, der dieses unaufhörliche Läuten nicht gewohnt ist, kann dasselbe nicht anders, als sehr beschwerlich seyn.

(*) Nach der Merkw. Lebensg. S. 20. ist der Graf Totleben durch Petern den Dritten in Freyheit gekommen. Es ist wahr, der Kaiser ließ ihn aus der Festung los; aber er wurde dagegen in einem Privat-Hause bewachet. Vielleicht wußte der Verfasser nicht, daß der Monarch eine Commißion niedergesetzt hatte, die den Proceß dieses Generals untersuchen sollte, die sich auch ordentlich alle Wochen zweymal in dem Hotel des Prinzen George Ludewig von Holstein versammelte, welcher Präsident derselben war, und vor der man den Grafen von Totleben gar oft, ohne Degen und in Begleitung eines Officiers, hat erscheinen sehen, welches gewiß kein Zeichen der Freyheit ist.

Viertes Schreiben.

Man beschäfftigt sich itzo mit den Anstalten zum Leichengepränge der Kaiserinn Elisabeth. In den ersten Tagen nach dem Absterben dieser Prinzeßinn ist es erlaubt gewesen, sie in eben dem Zimmer, und auf dem nämlichen Bette liegen zu sehen, wo sie gestorben war. Die Cärimonien sind in diesem Lande noch ein wenig asiatisch. Sie können sich leicht einbilden, daß ich begierig war, einen Zeugen dieses traurigen Schauspiels abzugeben, und daß ich mir daher die Erlaubniß zu Nutze gemacht habe, diese Prinzeßinn zu sehen, an deren Gnade ich bey ihren Lebzeiten einigen Theil gehabt hatte. Ich konnte nicht anders, als mit vieler Mühe, zu dem Palaste hindurch dringen; der Pöbel hatte denselben umringet, und belagerte den Eingang, so daß es fast nicht möglich war, hinein zu gelangen. Vielleicht würde ich den Verdruß gehabt haben, daß ich, ohne meine Neugier zu stillen, wieder hätte zurück gehn müssen, wofern mir nicht meine ausländische Mine den Weg eröffnet hätte. Zu meinem Glücke wurden mich die Garde-Soldaten, die zur Wache am Thore des Palastes standen, unter dem Haufen gewahr; sie liessen Platz machen, und erleichterten mir also den Zutritt. So wohl hatten sie schon die Ausländer schätzen gelernt, da sie erst seit drey Tagen Unterthanen eines deutschen Prinzen gewesen wa-

waren. Ich trat mit der Ehrfurcht, die man gekrönten Häuptern auch nach ihrem Tode schuldig ist, zu dem Zimmer, welches schwarz ausgeschlagen war. Einige Bedienten von der Hofstatt empfiengen mich an der Thüre, und meldeten mir, daß es erlaubt sey, der Kaiserinn auf den Knien die Hand zu küssen, nachdem man vorher eine dreyfache Verbeugung gemacht hätte. Ich erfüllte aufs pünctlichste alles, was man mir vorschrieb. Ich bückte mich in drey verschiedentlichen Entfernungen dreymal aufs tiefste; endlich trat ich hinzu, setzte ein Knie auf die Erde, und küßte diese hohe Hand mit eben der Ehrerbietung, mit der ich es in ihrem Leben gethan hatte. Ihnen will ich es gestehn, daß ich in selbigem Augenblicke von einer so lebhaften Betrübniß überfallen wurde, daß ich nicht weis, ob ich in der ehrerbietigen Stellung, darinnen ich mich befand, allzulange liegen blieb, oder ob ich in dem Cärimoniell etwas versah; aber ich hörte ganz deutlich, daß eine von den Hof-Damen, die die Aufwartung beym Bette hatten, zu der andern sagte: es ist ein Deutscher. Diese Worte brachten mich wieder zu mir selbst; ich stand auf, und nachdem ich noch eine dreymalige Verbeugung gemacht hatte, führten mich andre Bedienten rückwärts zu der Thüre, die zum Ausgange bestimmet war. Hier verweilte ich noch einen Augenblick, und wurde gewahr, daß die Russen ihre Complimente auf eine ganz andre Art machten, als ich gethan hatte. Sie bückten sich in gewissen

Ent-

Entfernungen zweymal bis auf die Erde; endlich knieten sie, oder warfen sich vielmehr vor dem Bette nieder, mit dem Gesichte gegen die Erde gekehrt, und mit einer solchen Heftigkeit, daß mir leid war, sie würden sich die Köpfe zerstossen. Nach diesen Cärimonien legten sie sich auf beide Kniee, und in dieser Stellung küßten sie der Kaiserinn die Hand; endlich begaben sie sich mit Beobachtung eben derselben Formalitäten wieder zurück.

Nunmehr begriff ich leicht, warum man mich für einen Deutschen erkannt hatte. Ausser den Franzosen sind die Europäer alle in ihren Verbeugungen ein wenig steif.

Gegenwärtig ist die Leiche auf einem Parade-Bette ausgestellt, und liegt in einem Saale, der eben so prächtig als betrübt aussieht. Ich werde mich nicht mit der Mühe belästigen, Ihnen, mein Herr, eine genaue Beschreibung von der herrlichen Verzierung dieses Saales zu machen; sie wird bald gedruckt werden; füritzo will ich mich begnügen, Ihnen zu sagen, daß alles dabey mit einer in der That königlichen Pracht angeordnet ist. Einen Umstand iedoch, der erzählet zu werden verdient, kann ich nicht mit Stillschweigen übergehn; so sonderbar ist er mir vorgekommen. An beiden Seiten des Sarges sieht man auf sehr reich gestickten Tabouretten den kaiserlichen Reichs-Ornat. Die Cronen von Astrachan, Kasan, Sibirien und Moscau umgeben das Haupt, und der übrige köstliche Schmuck liegt

bis

bis zu den Füssen herunter. Ganz unten erblickt man Reiß, mit Rosinen gekocht, in einer silbernen Schüssel. Die Popen (*), die im Saale die Messe lesen, nehmen diese Schüssel alle Abende weg; der Reiß gehört ihnen, und die Schüssel dem Kloster. Alle Morgen setzt man eine andre Schüssel, ebenfalls voll Reiß, auf die nämliche Stelle, welche Abends auf gleiche Art weggetragen wird. Dieses dauert so lange, als die Kaiserinn auf dem Parade-Bette liegt. Ich betrachtete den Popen, der in einem Winkel des Saales stand und die Messe las, mit grossem Vergnügen. So andächtig er mir vorkam, so glaubte ich doch zu bemerken, daß er oftmals nur ein Auge auf seinem Buche hatte, indem er mit dem andern die Schüssel bewachte.

St. Petersburg,
den $\frac{21}{1}$ Jänner, Hornungs, 1762.

Fünftes Schreiben.

Die Leiche der Kaiserinn Elisabeth wurde in voriger Woche mit ausserordentlicher Pracht nach der Festung abgeführt. Daselbst ruhen die rußischen gekrönten Häupter; die übrigen Prinzen und Prinzeßinnen des Reichs werden nicht dahin begraben.

(*) Diesen Nahmen führen diejenigen rußischen Priester, welche ordentlicher Weise den Gottesdienst in den Kirchen versehen.

Da es eingeführt ist, daß man Deputirte aus allen Provinzen kommen läßt, dem Leichengepränge beyzuwohnen, so gab mir die zahlreiche Versammlung der Abgeordneten von so vielen unterschiedlichen Nationen Gelegenheit, die Grösse und den Umfang dieses Reichs zu beurtheilen.

Als ich sie sah, konnte ich mich nicht enthalten, bey mir selbst nachzudenken, woher es doch kommen möchte, daß dieses Reich, welches fast so groß ist, als das halbe Europa zusammen, gleichwohl so wenig furchtbar ist, daß es sich zuweilen vor einem deutschen Fürsten fürchten muß, dessen Staaten kaum einer der kleinsten rußischen Provinzen an Grösse gleich kommen?

Peter der Grosse hat die Ursachen hiervon eingesehen; wir können mit Grunde hoffen, daß der Enkel seinem Beyspiele folgen, und sich, wie Er, bemühn werde, dieser Unbequemlichkeit abzuhelfen. Wäre dieser grosse Fürst niemals aus seinem Reiche gegangen; hätte er niemals die Gesetze und Anordnungen andrer Nationen kennen lernen; hätte er nicht selbst in Holland die Schiffbaukunst und das Seewesen gelernt; hätte er sich, nach dem Exempel seiner Väter, in dem Innersten des Kreml zu Moscau eingeschlossen: So würde er sich niemals nach den Maximen haben erkundigen können, denen man folgen muß, wenn man einen Staat in Aufnahme bringen, und seine Unterthanen dadurch glücklich machen will, daß man sie aus ih-

ihrer Unwissenheit reißt, und ihnen etwas zu thun giebt; so würde Rußland itzo noch eben so barbarisch seyn, als es unter der Regierung eines Iwan Wasiliewitsch war. Der Umgang, die freye Handlung und Gemeinschaft mit den Ausländern, und selbst die Freyheit der Nation sind unstreitig das einzige und untrüglichste Mittel, ein Land empor zu bringen, und seine Einwohner angesehen zu machen.

Durch was für ein Mittel ist England so mächtig geworden, und wie ist Holland zu der größten Höhe des Reichthums gelangt? Durch nichts andres, als dadurch, daß sie den Ausländern den Zutritt in ihren Städten und Häfen verstatteten, und daß sie die Thorheit vermieden, sich in den kleinen Bezirk ihrer Staaten einzuschliessen.

Ich gebe zu, daß die Freyheit einer Nation zuweilen den Absichten eines regierenden Herrn Hindernisse in den Weg lege, wenn ihm nämlich an einer willkührlichen Gewalt mehr gelegen ist, als an dem süssen Vergnügen, über die Herzen seiner Unterthanen zu herrschen; aber sie ist doch die einzige Quelle, und das einzige Mittel, ein Land in Aufnahme zu bringen. Giebt es irgend ein Reich, wo mehr Freyheit herrscht, als in England? Und ist wohl ein Land in der Welt, darinnen wir Wissenschaften und Künste mehr blühen sehen?

Eine Nation, die so zu reden mit der ganzen Welt handelt, die mit den Bewohnern beider Pole Gemeinschaft unterhält, die in Ameri-

rika eben so wohl zu Hause ist, als in Europa, eine solche Nation kann nicht anders als glücklich und in blühenden Umständen seyn. Sie theilt die Producte ihrer Ländereyen gern mit ihren Nachbarn eben so wohl, als mit den entferntesten Völkern; und erhält dagegen von den einen die Schätze von Peru, und von den andern die Dinge, die ihr fehlen.

Man mag mit gesitteten Völkern, oder mit Wilden umgehn, so erwirbt man sich allemal gewisse Kenntnisse, die einen in den Stand setzen, sich die guten Eigenschaften der einen zu Nutze zu machen, indem man dieselben nachahmt, und von den Fehlern der andern zu lernen, indem man sie vermeidet. Ja, man findet so gar mitten unter den Nationen, die am wenigsten gesittet sind, nützliche Gesetze, und wenn auch die Oekonomie und die Anordnungen bey unsrer eignen Regierungsform noch so weislich eingerichtet wären, so würden wir doch selbst bey den Lappen Dinge antreffen, welche von uns nachgeahmt zu werden verdienten.

Es geht einer ieglichen Nation gerade so, wie einem Gelehrten. Je mehr die Künste und Wissenschaften, mit denen sich dieser bereichert hat, seine Kenntnisse erweitern; desto mehr wird er überzeuget, daß das, was ihm noch mangelt, das, was er weis, bey weitem übertreffe, und daß er weiter nichts gethan, als einen Anfang gemacht habe. Je weniger Dinge hingegen ein Mensch weis, desto mehr glaubt er zu wissen; und nach diesem Grundsatze entfernt

er sich um desto mehr von der Vollkommenheit, ie höher die Meynung ist, die er sich von seinen eignen Verdiensten macht.

Was ich hier gesagt habe, das läßt sich insonderheit auf die Russen anwenden. Es ist iederzeit eins von den Fundamental-Gesetzen des Reichs gewesen, daß Niemand, von dem größten Herrn an bis auf den geringsten Menschen, nach seinem Gefallen, und ohne besondre Erlaubniß des regierenden Herrn aus Rußland reisen durfte, und die Ausländer, die von Zeit zu Zeit dahin gekommen sind, fanden ehemals daselbst eine so schlechte Aufnahme und Bewirthung, daß man die Reise dahin nur zuweilen noch aus Neugier that. Ich mag dieses Gesetz betrachten, von welcher Seite ich will, so weis ich demselben keine andre Auslegung zu geben, als daß der Sinn ungefähr folgender sey:

„Nachdem Wir weislich erwogen haben, „wie zuträglich es zur Versicherung des Wohlseyns Unsrer Staaten sey, daß Unsre getreuen „Unterthanen, nach der Weise ihrer Vorfahren, in dem Besitze und den Prärogativen ihrer angebornen Dummheit ungestört verbleiben, „und daß ihnen die Einführung der schönen Künste und Wissenschaften mehr Schaden, als „Nutzen bringen würde, sintemahl dieses Unterschiedliche darunter verleiten könnte, die Sitten ihrer Väter zu verlassen, und die alten „eingeführten Gebräuche des Landes hintan zu „setzen; und Wir dabey auch in Furcht stehen,

„daß der Umgang mit ausländischen Völkern, „und die Besuchung ihrer Länder Unsern ge„treuen Unterthanen die gefährlichen Grundsätze „von Freyheit und Unabhängigkeit einflössen „könnte, welches in kurzem die größte Verwir„rung und den Umsturz des ganzen Reiches nach „sich ziehn würde.

„So verordnen, befehlen und untersagen „Wir hiermit und kraft dieses, daß von Stund „an auf ewige Zeiten keiner von Unsern Unter„thanen, er mag seyn, von was für Stande „oder Range er wolle, iemals aus Unserm „Reiche gehn, oder die benachbarten und frem„den Völker besuchen soll, ohne Uns vorher um „eine allergnädigste Special-Vergünstigung „anzugehn.

„Und trüge sichs zu, daß andre Natio„nen in Unsre Staaten kämen, Handlung zu „treiben, oder sich unter Uns niederzulassen, „welches Wir eben nicht gemeynt sind zu hin„dern, oder ausdrücklich zu verbieten; so ist ie„doch Unser Wille und Meynung, daß die Aus„länder so viel Schwierigkeiten finden, und man „ihnen mit einer solchen Härte begegnen solle, „daß ihnen ja die Lust vergehn möge, lange „zu bleiben. Und falls Wir ihnen aus einer „ganz ausserordentlichen Gnade und Gewogen„heit vergönnen würden, daß man sie natura„lisirte; so soll es doch nicht anders geschehn, „als unter der ausdrücklichen Bedingung, daß „sie für sich, ihre Erben und Erbnehmen ange„loben, zu ewigen Zeiten Unsre getreuen Unter„thanen und Sklaven zu verbleiben. „Soll-

„Sollten Wir endlich um des gemeinen „Besten willen für nöthig erachten, einige Un„srer Unterthanen in fremde und barbarische „Länder zu verschicken; so werden Wir uns je„doch allemal väterlich angelegen seyn lassen, „hierzu gute Patrioten auszusuchen, und den„selben sorgfältigst zu empfehlen, daß sie sich ja „nicht von dem Exempel der ungesitteten fremden „Völker verführen lassen, und sich nimmermehr „von den geheiligten und ehrwürdigen Sitten „Unsrer Vorfahren entfernen, sondern als or„thodoxe und wahrhaftige Moscowiter in „ihr Vaterland zurück kommen sollen u. s. w.“

Peter der Erste hat dieses Gesetz zur Hälfte vernichtet, indem er die Ausländer einlud, in seine Staaten zu kommen, und ihnen ihren Aufenthalt darinnen angenehm zu machen suchte. Die Nachfolger dieses grossen Fürsten sind in seine Fußstapfen getreten, und haben dadurch in ihrem Reiche die Künste und Wissenschaften eingeführt, von denen sie auch bereits beträchtliche Vortheile eingeerndtet.

Nunmehr hat Peter der Dritte auch die andre Hälfte abgeschafft, indem er dem Adel die Freyheit ertheilet, in andre Länder zu gehn, um ihren Verstand zu bilden, und ihre ungehobelten Sitten zu verbessern.

Durch diese großmüthige That hat dieser Prinz sein Andenken schon unsterblich gemacht; und der Adel ist davon so dankbarlich gerührt, daß er sich bereits erkläret hat, er wolle seinem Befreyer eine güldne Ehrensäule setzen. Wie

sehr wäre nur hierbey zu wünschen, daß der Kaiser seinen Edelleuten mit der Freyheit zugleich hätte die edlen Gesinnungen eines freygebornen Menschen einblasen können!

Unterdessen werden doch die Folgen dieser Freyheit wichtiger seyn, als man denkt. Wenn zum Exempel ein rußischer Edelmann aus seinem Vaterlande geht; wenn er die vornehmsten Länder in Europa sieht und durch dieselben reist; oder wenn er einige Jahre unter ausländischen Armeen in Kriegsdiensten zubringt; So kann es gar nicht fehlen, sein eigner Geist wird gebildet, seine Kenntnisse werden erweitert werden, ie mehr die Nebel, die seine Augen bedeckten, nach und nach verschwinden; und er wird sich mit Begriffen bereichern, die ihm in den Stand setzen, von tausenderley Dingen zu urtheilen, davon er bisher nicht die mindeste Vorstellung gehabt hat.

Er wird sich unvermerkt von der hohen Meynung heilen, die er von seinen persönlichen Verdiensten hatte, und wird sich beschämet finden, wenn er sieht, daß es noch viel gesittetere Völker giebt, als seine Landsleute; und daß die Gränzen von Rußland bey weitem nicht die ganze Welt umschränken. Wenn er in sein Vaterland zurück kömmt, so werden sich vielleicht seine Familie und seine Sklaven anfänglich gegen seine ausländischen Manieren sträuben, und ihn gleichsam als die Krähe in der Fabel betrachten, die sich mit den Federn des Pfaues ausgeputzt hatte: Aber nach und nach wer-

werden sie es gewohnt werden, und sich endlich gefallen lassen, es ihm nachzuthun; und wer wollte so dann in Abrede seyn, daß es möglich sey, binnen weniger als hundert Jahren in der Tatarey und in Kamtschatka eben so viel Artigkeit zu finden, als man itzo in Frankreich antrifft?

Es ist noch nicht so gar lange, daß wir, so gar in Deutschland, hiervon ein augenscheinliches Exempel gesehen haben. Konnte man wohl vor nicht länger als funfzig Jahren, eine dümmere und ungesittetere Nation sehen, als die Einwohner von Pommern? Ganz Deutschland erinnert sich noch der lustigen Historchen, die man von der Einfalt des Adels in selbigem Lande erzählte. Ein französischer Bauer war damals ein Stuzer in Vergleichung gegen einen pommerischen Edelmann. Die Ursache dieser Dummheit war nicht schwer zu errathen. Sie kamen in ihrem Leben niemals aus dem Dorfe, wo sie geboren waren; sie starben größten Theils ruhig, ohne iemals nur eine mittelmäßige Stadt gesehen zu haben.

Der König von Preussen, Friedrich Wilhelm, hatte endlich Mitleiden mit ihrem Zustande. Er ließ fast alle jungen Edelleute aus dieser Provinz in das Cadetten-Corps zu Berlin aufnehmen. Durch dieses Mittel wurden sie gesittete Leute; und da sie von Natur herzhaft sind, so gelangten sie zu den vornehmsten Posten bey der Armee. Unterschiedliche von ihnen begaben sich in ihrem hohen Alter zu-

rück nach Hause, und verbesserten die Fehler ihrer Familien durch ihr gutes Exempel. Die bäurischen Manieren und die grobe Unwissenheit verschwanden zusehends; und einige kleine Mängel ausgenommen, die ihnen etwan noch anhängen, geben sie dem übrigen Adel in Deutschland an Artigkeit nicht viel mehr nach.

Man kann es, damit ich mich einiger Ausdrücke des Herrn Montesquieu bediene, als einen sichern Grundsatz annehmen, daß in jeglichem Staate mit der Freyheit zugleich die Ehrbegierde so wohl zunimmt, als sie mit derselben abnimmt. Die Ehrliebe ist niemals eine Begleiterinn der Knechtschaft. Diese glückliche Phantasie lockt eine jede freye Nation an, dasjenige mit Lust und Vergnügen von selbst zu thun, was ein regierender Herr in Asien, oder ein Kaiser in Rußland von seinen Unterthanen nicht anders erlangt, als wenn er ihnen unaufhörlich Strafen und Belohnungen vor die Augen stellt.

Aber in diesem Lande werden Ehre, guter Name und Tugend als Dinge betrachtet, die blos auf der Einbildung beruhen, wenn sie nicht von der Gnade des Fürsten begleitet werden, mit welcher sie fast zu gleicher Zeit gebohren werden und wiederum absterben. Alle Aemter und Würden sind hier weiter nichts, als die Folgen eines eigensinnigen Einfalls des Fürsten. Ein Mann, der die allgemeine Hochachtung auf seiner Seite hat, ist niemals sicher, daß er nicht über lang oder kurz einmal öffent-

lich

lich werde beschimpfet werden. Heute ist er General bey der Armee; morgen kann ihn der Fürst vielleicht zu seinem Koche machen, und sodann wird er weiter kein Lob erwarten dürfen, als daß er ein gutes Ragout gemacht habe u. s. w.

Die Exempel von dergleichen Revolutionen sind in Rußland keine Seltenheit; daher ist auch die Nation der Veränderungen gewohnt. Allein ein freygeborner Mann kann nicht anders als empfindlich betrübt werden, wenn er sich nach Gesetzen richten lassen soll, die bloß für Sklaven gehören; und es ist etwas sehr Grausames, daß sich der Pöbel oftmals unterstehn darf, einen Ausländer von der höchsten Geburt, wie einen Kerl von seines Gleichen, zu mißhandeln, wenn derselbe einmal das Unglück hat, bey dem regierenden Herrn in Ungnade zu fallen.

Aus eben der Ursache begehen manche Russen, die zu den höchsten Ehrenstellen erzogen sind, oftmals die größten Niederträchtigkeiten. Keine Ehrliebe ist die Triebfeder ihrer Handlungen; denn sie wissen, daß der größte Herr im Reiche eben so sehr Sklave ist, als sein Stallknecht, und daß es bloß auf den Eigensinn seines Fürsten ankömmt, Herrn und Knecht einander gleich zu machen.

Man findet unter den Russen Künstler, die vielleicht hochgeschätzt zu werden verdienten, wenn ihre sklavischen Gesinnungen sie nicht fast allemal zu den größten Niederträchtigkeiten verlei-

teten. Ihre Seele ist so knechtisch, daß sie gegen die Schande, sich zur Arbeit schlagen, oder an ihre Werkstatt fesseln zu lassen, ganz unempfindlich sind.

Ich will Ihnen noch mehr sagen, mein Herr: So gar bey der Armee, die doch das Heiligthum der Ehre seyn sollte, sieht man Exempel von einer unglaublichen Niederträchtigkeit. Freylich würde man vielen beherzten rußischen Officiers Unrecht thun, wenn man hierinnen keine Ausnahme machen wollte; unterdessen aber kenne ich unter den Subalternen verschiedne, die mit Fleisse Zänkereyen zu erregen suchten, um nur einige Ohrfeigen in öffentlicher Gesellschaft wegzubekommen, und dadurch einige Rubeln zu erhaschen, welche der angreifende Theil dem Beleidigten, als eine vollkommene Genugthuung zu bezahlen gehalten ist. Jegliche Beschimpfung hat ihren bestimmten Preis; und es giebt hier ein Collegium, welches einzig und allein dazu gesetzt ist, alle Streitigkeiten von dieser Art beyzulegen.

Wie viel Ursache hat nicht also der Adel, seinem Beherrscher Ehrensäulen aufzurichten? Er nimmt ihm seine Kette ab, und giebt ihm das Mittel in die Hände, ein eben so freyes und gesittetes Volk zu werden, als der größte Theil seiner Nachbarn ist. Und was für ein Glück wird es nicht für die gesammte Nation seyn, wenn sie mit dem Genusse ihrer Freyheit zugleich anfangen wird, einen Geschmack an

es,

edlen Gesinnungen zu gewinnen, und Verdienste gehörig schätzen zu lernen?

St. Petersburg,
den $\frac{14}{25}$ Hornungs, 1762

Sechstes Schreiben.

Zu den übrigen neuen Anordnungen, die Peter der Dritte bisher zum allgemeinen Besten gemacht hat, muß man auch den Entschluß rechnen, daß nach dem Beyspiele anderer europäischer Nationen ein Codex von Fundamental-Gesetzen eingeführt werden soll, wie etwan derjenige ist, welchen der König von Preussen in seinen Staaten unter dem Titel *Codex Fridericianus* eingeführt hat.

Bisher hat man in Rußland keine andere als geschriebne Gesetze gehabt; dieß sind die Befehle und Verordnungen, die von Peters des Ersten Zeiten her nach und nach herausgekommen sind, und die man Ukasen nennt. Dieses ist ein verwirrter Mischmasch von vieldeutigen, unbestimmten und einander widersprechenden Gesetzen. Peter der Grosse war der erste Verbesserer eines Landes, dessen Einwohner noch nicht einmal das natürliche Recht kannten. Er mußte sich einen Weg eröffnen, der noch niemals gebahnt gewesen war, und sich durch die Vorurtheile und abergläubischen

Mey-

Meynungen eines Volkes durcharbeiten, dessen Wildheit ihm unaufhörlich fast unüberwindliche Hindernisse entgegen setzte. Es war nicht möglich, daß ein einziger Mensch im Stande gewesen wäre, ganz allein so vielerley Unordnungen abzuhelfen. Zu geschweigen, daß seine Lebenszeit hierzu nicht hinreichend seyn konnte, so mußte er sich ostmals nach der geringen Einsicht seiner Unterthanen bequemen, und ihnen mancherley Vorurtheile zu gute halten, die seine Nachfolger noch auszurotten gesucht haben. Daher hat man gar oft von einer einzigen Sache so viel Ukasen, als man seit Peters des Ersten Tode, Beherrscher von Rußland gehabt hat. Jeder von ihnen hat die Sachen verschiedentlich behandelt, nach den unterschiednen Gesichtspuncten, aus denen er sie betrachtete; und folglich hat ein ieder Verordnungen gegeben, die oftmals bloß auf den Eigensinn gegründet waren, und die endlich zu lauter widersprechenden Gesetzen geworden sind. Man verlangt eben nicht, daß sie alle zusammen die Kraft der Gesetze haben sollen; aber nichts desto weniger braucht und mißbraucht man sie doch als solche, nach den Absichten, die man sich vorgesetzt hat.

Hier hält sich ein Mensch, der die Ukasen lesen, und seinen Namen schreiben kann, für einen Rechtsgelehrten, und schätzt sich für fähig, die wichtigsten Stellen beym Justitz-Wesen zu bekleiden. Indessen, wenn man einen Advokaten vorstellen will, so wird noch etwas mehr erfodert. Man muß die Ukasen

ken.

kennen, sie zu unterscheiden wissen, und sich zum Besten seiner Parteyen zu rechter Zeit auf dieselben berufen können: Und wenn man sein Handwerk recht verstehn soll, so muß man die Richter zwingen können, sich allemal für die Partey zu erklären, für die man sich intereßirt. Man darf zum Exempel nur eine Ukase von der Kaiserinn Anna anführen, wenn schon diese Ukase von der Kaiserinn Elisabeth wieder aufgehoben worden, so thut das nichts zur Sache; darüber machen sich die Richter keinen Kummer. So bald eine Ukase günstig für Jemanden lautet, die Sache sey auch wie sie wolle, so ist dieß genug; man muß diesem Manne Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Da nun alles so artig eingerichtet ist, so darf man sich gar nicht wundern, wenn zuweilen beide Parteyen erhalten, was sie suchen, weil sie sich alle beide auf Ukasen berufen, die ihre gerechte Sache darthun.

In dergleichen Fällen findet der Advokat Gelegenheit, seine ganze Geschicklichkeit an den Tag zu legen. Er muß auch mit guter Manier zu entdecken wissen, wie viel sein Gegentheil dem Copisten, wie viel er dem Schreiber, wie viel dem Canzellisten, und wie viel er endlich dem Secretair pro insinuatione gegeben habe. Er muß sich erkundigen, was für eine Sorte von Aquavit nach dem Geschmacke des erstern ist; ob die folgenden den Wein etwan dem Punsche vorziehen, und ob des Herrn Secretairs Frau vielleicht einen schönen Pelz braucht.

Wenn

Wenn der Advokat über alle diese Puncte hinlängliche Nachricht eingezogen, so hat er seinen Proceß schon halb gewonnen: Denn in diesem Lande geben einige Gläser Brandtwein, oder einige Rubeln mehr oder weniger den Sachen ein ganz andres Ansehen. Man versteht hierinnen seine Berechnung zu machen; man macht sich auch noch einige andre Unkosten, und auf solche Art wird der Copist eifriger, Berichte zu erstatten; der Schreiber, sich mit einer guten Feder zu versorgen; der Canzellist, die hierher gehörigen Ukasen aufzusuchen, und der Secretair, die Sache gründlicher einzusehn. Da nun gerade aus diesen Leuten das Collegium, welches den richterlichen Spruch thun soll, besteht; so kann es gar nicht fehlen, daß man seinen Proceß gewinnen muß. Geriethe aber die Gegenparten zu allem Unglücke auf den Einfall, die Gerechtigkeit ihrer Sache mit Imperialen (*) zu beweisen; so wäre man unwiederbringlich verloren. Diese Art, zu beweisen, ist so überzeugend, daß man sich dadurch iedesmahl unfehlbar aus der zweifelhaftesten Sache wickeln kann. Ein solches Mittel, Recht zu bekommen, ist auch das kürzeste, und würde ganz gewiß das gewöhnlichste seyn, wenn es nur nicht so geldsplitternd wäre. Denn man hat dabey gar nicht erst nöthig, durch alle Instanzen zu gehn, sondern man trägt seine Gründe gerades Weges dem Secretair vor, welcher das Oberhaupt der

Canz

(*) Eine Münze, die vier Ducaten gilt.

Canzley ist; und so bald dieser eine Sache als gerecht befunden hat, läßt er alle Subalternen arbeiten, ohne daß man erst nöthig hätte, sich vorläufig mit Punsch in Unkosten zu stecken.

Die Mitglieder des Collegii selbst thun weiter nichts, als daß sie das Urtheil unterschreiben, das der Herr Secretair gefällt hat.

Aus diesem Grunde hat Peter der Grosse weislich verordnet, daß die Beamten eines deutschen Collegii allemal doppelt so viel Gehalt bekommen sollen, als ein rußisches Collegium; weil diese weniger Arbeit und mehr Vortheil haben, als jene; und weil mehr Gelehrsamkeit und Fleiß erfodert wird, bey einem deutschen Collegio einen blossen Canzellisten, als bey einem rußischen Collegio einen Rath vorzustellen.

Der itzige Kaiser hat wohl eingesehen, wie widersinnisch die gedachte Art, zu verfahren, sey, und möchte daher gern ein System von vernünftigern, bestimmtern und auf alle Fälle eingerichteten Gesetzen eingeführt wissen. Er gab daher dem Senate vor einigen Wochen den Codicem Fridericianum in die Hände, daß sie denselben in die rußische Sprache übersetzen lassen, daraus eine Vereinigung mit den Reichsgesetzen entwerfen, und ein gerechtes und fortdaurendes Gesetz für die ganze Nation machen sollten.

Hierauf ertheilte der Senat Befehl, alle Uebersetzer zusammen kommen zu lassen, und ihnen diese Arbeit aufzutragen. Man leistete Ge-

horsam; und aller Wahrscheinlichkeit nach waren es die Secretarien, welche dieses Buch in gleiche Theile unter diese Herren vertheilten, ohne dabey weder die Ordnung der Kapitel, noch die Verbindung der Sachen in Betrachtung zu ziehn.

Ich kann Ihnen nicht sagen, mein Herr, wie sehr mich diese armen Leute daureten. Es waren ihrer nicht mehr als zween darunter, die noch einige Worte Lateinisch wußten, welche sie in ihrer Jugend gelernt hatten; und dieses ist freylich nicht hinreichend, die juristischen Kunstwörter zu verstehn: Aber wenn sie auch diese verstanden hätten, so würden sie doch nicht im Stande gewesen seyn, schickliche Ausdrücke in der rußischen Sprache zu finden, um den wahren Verstand davon zu geben. Vielleicht wußten diese Leute gar wohl, daß dergleichen Kunstwörter gar nicht übersetzet werden können, ohne zugleich viel von ihrem Nachdrucke zu verlieren; zugleich war ihnen auch bekannt, daß die hochadlichen und hochweisen Herren Beysitzer der rußischen Collegien vom Latein nicht das Mindeste wissen.

Einige von diesen Uebersetzern kamen, brachten ihre Bogen wieder, und legten das demüthige und aufrichtige Bekenntniß von ihrer Unwissenheit ab. Die andern, die ihre Uebersetzung auf gut Glück gemacht hatten, wurden nicht besser aufgenommen, als jene; und es fehlte nicht viel, daß sie nicht selbst ihren Credit verloren, weil sie sich unterstanden hatten, einem

ho-

hohen Raths-Collegio eine Uebersetzung vorzulegen, die mit einer ganzen Menge barbarischer Wörter angefüllt war, da sich dasselbe Rechnung auf ein Werk gemacht, welches für alle rußischen Richter verständlich seyn sollte.

Hierbey ist die Sache geblieben, und der Kaiser hat wohl eingesehen, daß vor allen Dingen Schulen gestiftet, und künftig in die Gerichtshöfe keine andere, als solche Leute, aufgenommen werden müssen, die die Rechte studiret haben, und die Regeln und Maximen kennen, nach denen man sich richten muß, wenn man mit Billigkeit über die Rechte der Parteyen urtheilen will (*). Ich bin u. s. w.

St. Petersburg,

den 20/3 Hornungs,/März, 1762.

(*) Damit man desto besser überzeuget werde, daß dasjenige, was man in diesem Briefe gesagt hat, gar nicht übertrieben sey; so erinnere man sich nur des Manifestes, welches Ihro Majestät, die Kaiserinn Katharine die Zwote, vor kurzem deßwegen hat ausgehn lassen. In demselben beschwert sie sich fast mit den nämlichen Worten über die Unwissenheit und die Unordnungen, welche bisher in den Justiz-Collegien geherrscht haben. Es scheint demnach, als ob diese weise Prinzeßinn eben nicht alle die Veränderungen mißbillige, die ihr unglückseliger Gemahl zu treffen willens war; aber sie wird ihre guten Absichten unstreitig glücklicher ausführen, weil sie den Charakter ihrer Unterthanen besser hat kennen lernen.

Siebentes Schreiben.

In meinem vorhergehenden habe ich Ihnen von dem bürgerlichen Rechte der Russen vorgesagt; nunmehr muß ich Ihnen einige Nachricht von ihrem Criminal-Rechte ertheilen. Sie wissen, daß der Kaiser die heimliche Inquisition abgeschafft, und die Form der Criminal-Procedur verändert hat; also will ich Ihnen nur etwas von der Art zu verfahren berichten, die bis auf die Zeit ihrer Abschaffung in diesem Lande üblich gewesen ist.

Der Criminal-Proceß theilte sich, wie bey uns, in zween Theile. Da aber derjenige Theil, der sich auf eine förmliche Anklage gründete, öfter vorkam, als der Inquisitions-Proceß; so will ich bloß bey dem erstern stehn bleiben, und Ihnen von dem letztern nur so viel sagen, daß man zwischen der General- und Special-Inquisition hier nicht viel Unterschied machte, und den Proceß fast allemal vorläufig damit anfieng, daß man den Beklagten ins Gefängniß brachte.

Ausser dem Todschlage, dem Strassenraube, dem Mordbrennen u. s. w. die ihre festgesetzten und bestimmten Strafen haben, zählt man besonders dreyerley Capital-Verbrechen, welche vornehmlich vor die geheime Inquisition gehörten: erstlich, das Verbrechen der beleidigten Majestät; zweytens, wenn Jemand etwas wider die Religion angesponnen; und drittens, wenn er den Staat verrathen hatte.

So

So bald Jemand wegen eines von diesen drey Verbrechen angeklagt war, setzte man so wohl den Ankläger als den Angeklagten fest, ohne auf die Person oder den moralischen Charakter des einen oder des andern im mindesten zu sehn, und so dann wurde dem einen gerade so begegnet, wie dem andern. Man führte sie vor die Inquisitoren, und hier mußte der Ankläger seine Beschuldigung wiederholen. Leugnete der Angeklagte, was man ihm schuld gab, und der andre konnte seine Beschuldigung nicht mit Zeugen darthun; so verurtheilte man ihn, dieselbe auf Unkosten seiner Haut zu beweisen, und dreymal die Knute auszuhalten. War er nun stark genug, diese Art von Tortur auszustehn; so wurde die Sache schon als halb erwiesen angesehen.

Und nunmehr mußte der Angeklagte seine Gegenbeweise ausführen; dieß heißt, er bekam auch dreymal die Knute, so gut wie der erstre. War dieses vorbey, so mußte sein Gegentheil neue Beweise führen, und diese suchte man abermals auf seinem Buckel. Diese Manier, die Anklagen zu beweisen und zu widerlegen, wurde auch so lange fortgesetzt, bis entweder der Angeklagte sein Verbrechen gestand, oder der Ankläger seine Beschuldigung wiederrufte.

Es hat bisher eine besondre Art von Anklage gegeben, die man das Wort rufen nannte, die aufs abscheulichste gemißbraucht ward, und die oftmals den Untergang von ganzen Familien nach sich gezogen hat. Ein Be-

dienter, der sich durch seine üble Aufführung von seinem Herrn eine gerechte Strafe zugezogen hatte, rufte nicht selten das Wort, um nur den Prügeln zu entgehn. Dieß heißt, er sprach einige Worte aus, die man nicht anders übersetzen kann, als etwan mit denen: Reden und Thaten, und die ungefähr so viel zu bedeuten haben: "Ich habe eine Klage wider meinen Herrn, oder wider den und den anzubringen; er hat ein Capital-Verbrechen begangen."

Dieses Wortrufen war vor diesem so heilig und so schreckhaft, daß man, wenn es Jemand that, alle diejenigen, welche dabey zugegen waren, im Augenblicke vor Schrecken erblassen sah. Jedermann gieng so gleich seiner Wege, und machte das Zeichen des Kreuzes; der Herr mußte seinen Bedienten auf der Stelle loslassen, und sich mit demselben zu der nächsten Soldatenwache begeben, von dar sie beide als Missethäter in die Festung gebracht wurden; und hier mußte sich der Herr sammt seinem Knechte der Procedür unterwerfen, die ich Ihnen beschrieben habe.

Selbst den Officiers gieng es ehemals nicht besser, so daß sie oftmals die verdrüßlichsten Händel auf den Hals bekamen, wenn sie dem gemeinsten Soldaten irgend eine verdiente Züchtigung hatten wiederfahren lassen. Jedoch in den letzten Jahren der Regierung der Kaiserinn Elisabeth wurden diese Mißbräuche schon größtentheils abgeschafft; wiewohl sich in den

ent-

entfernten Provinzen noch oftmals solche Vorfälle ereigneten. Was bey dergleichen Händeln das allerverdrüßlichste war, ist dieß, daß dieselben nirgends sonst, als in Petersburg, ausgemacht werden konnten. Wenn zum Exempel ein Einwohner in Sibirien oder in Astrachan eines der gedachten Verbrechen beschuldiget worden war, so wurde er sammt seinem Ankläger nach Petersburg gebracht; und war der Proceß geendigt, so schickte man ihn verurtheilet, oder losgesprochen wieder nach Hause.

Ich kenne hier einen Wundarzt, der einmal nöthig fand, einem Kranken im Hospitale den einen Arm abzulösen. Der Kranke wehrte sich lange wider diese Operation; aber der Wundarzt konnte ihm hierinnen nicht nachgeben, sondern befahl, daß man ihn festhalten sollte, und schickte sich an, die Operation vorzunehmen. Der Patient stieß unter dem schrecklichen Geschrey, das er machte, gegen den Wundarzt die Drohung aus: Wenn man ihn nicht losliesse, so würde er das Wort rufen. Alle, die dabey waren, wurden vor Schrecken blaß, und wollten ihn fahren lassen. Der Wundarzt, der die rußische Sprache nicht verstand, wußte nicht, was dieses sagen wollte. Ein Unter-Chirurgus erklärte ihm das Geheimniß; aber er kehrte sich hieran nicht, sondern vollzog seine Operation an dem Patienten, der auch wirklich das Wort rufte. Der Chirurgus mußte seine Zuflucht zu der ganzen medicinischen Facultät nehmen, durch deren Vorstel-

lungen und Vermittelung er auch dem Gefängnisse und dem Inquisitions-Processe noch entgangen ist. Ich bin u. s. w.

St. Petersburg,
den $\frac{1}{12}$ März, 1762.

Achtes Schreiben.

Hier erstreckt sich das Recht der Aeltern über ihre Kinder viel weiter, als in irgend einem andern Lande; und es scheint, als ob dieses ein Ueberbleibsel von den alten Römern wäre. Der Vater hat eine unumschränkte Gewalt über seine Kinder, und weder Alter, noch Rang können einen Sohn von der väterlichen Botmäßigkeit befreyen. So gar die Leute in dem niedrigsten Stande haben eben dieses Recht über ihre Kinder; und wenn diese zu den höchsten Ehrenstellen erhoben worden wären, so haben doch die Väter, wenn sie glauben, beleidiget zu seyn, das Recht, dieselben beym Kopfe nehmen, und ihnen diese oder jene Strafe, die sie nur für gut befinden, anthun zu lassen, ohne daß sie irgend Jemanden, er mag auch seyn wer er will, deßwegen Rede und Antwort zu geben hätten; und die Obrigkeit selbst darf sie nicht um die Ursache befragen.

Dieses Recht gründet sich bey ihnen auf die allgemeine Maxime, daß die Aeltern niemals et-

etwas andres, als das Beste ihrer Kinder, zur Absicht haben, und daher wegen des Verfahrens, welches sie gegen dieselben beobachten, nicht zur Rechenschaft gezogen werden dürfen, wenn sie ihnen auch noch so hart begegneten. Es darf daher ein Vater, oder eine Mutter nur verlangen, daß ihr Sohn in einen Käfich gesperret, oder ausgepeitscht werden soll; so geschieht es ohne Umstände, und ohne daß sich Jemand die Mühe nimmt, zu fragen, ob der Sohn die Züchtigung, die man ihm zuerkennt, verdienet habe, oder nicht.

Das Recht der Männer über ihre Weiber geht noch viel weiter. Der Mann ist der Eigenthumsherr seines Weibes, und betrachtet sie als ein Gut, darüber er nach seiner Phantasie gebieten kann. Und wenn es ihm auch in einer Anwandlung des Zornes begegnen sollte, daß er seine Frau zu todte prügelte, so ist dabey nicht mehr zu besorgen, als wenn er seinen Sklaven umgebracht hätte. Die rußischen Weiber sahen es vor diesem recht gern, wenn sie von ihren Männern geprügelt wurden; und es giebt unter dem gemeinen Volke noch heut zu Tage Weiber, die sich mit dergleichen Liebkosungen groß machen. Ihre Meynung und ihr Urtheil in diesem Stücke verdient, daß ich es Ihnen erzähle. Wenn mich mein Mann lieb hat, sagen sie, so muß er nothwendig eifersüchtig seyn; ist er eifersüchtig, so wird es ihm niemals an Ursache fehlen, mich zu prügeln; denn ich gebe ihm alle Augenblicke Gelegenheit,

zornig auf mich zu werden. Ist er aber fähig, die Beschimpfungen, die ich seiner Ehre anthue, mit Gelassenheit zu ertragen; so folgt daraus, daß er nicht eifersüchtig ist, und mich also auch nicht lieb hat.

Die Gewalt der Herren über ihre Sklaven ist beynah unumschränkt. Mit diesen Unglücklichen treibt man einen ordentlichen Handel, und kauft oder verkauft sie theuer oder wohlfeil, nachdem das Bedürfniß ihrer Herren mehr, oder weniger dringend ist. Vor diesem konnte ein Herr seinen Sklaven todtschlagen, wie er einen Hund todtschlagen konnte. Allein diese Grausamkeit, die sich mit den Grundsätzen der christlichen Religion schlechterdings nicht verträgt, ist nunmehr verboten. Unterdessen lassen sie dieselben noch prügeln, bis ihnen die Knochen zerschlagen sind: ja sie lassen sie zuweilen so gar unter den Stockschlägen sterben. Die Grossen nehmen sich dieses heraus, ohne dabey etwas zu wagen; und man übersieht dergleichen Mordthaten so gar den Leuten vom Mittelstande, wofern sie nur einen Patron haben, unter dessen Schutze sie vor allen Untersuchungen gesichert sind.

Der Kaiser selbst kann von der ganzen Nation nicht höher verehret werden, als ein Russe in dem Schoosse seiner Familie. Er befiehlt, er tobt, er tyrannisirt; und wenn man gleich nicht sagen darf, daß er berechtiget sey, zu tödten; so besteht doch der ganze Unterschied bloß darinnen, daß ihm nicht erlaubt ist, es

gesetzmäßig, und mit gewissen Cärimonien zu thun. Ich bin u. s. w.

St. Petersburg,
den $\frac{4}{15}$ März, 1762.

Neuntes Schreiben.

Wie ist es möglich, sagen Sie in Ihrer letztern Zuschrift, daß der Kaiser die rußischen Geistlichen zur Ablegung des Bartes hat zwingen, und sie dadurch um einen wesentlichen Theil ihrer Verdienste bringen wollen? Mußte er nicht wissen, daß man, vornehmlich bey der griechischen Religion, mehr aufs Aeusserliche, als auf sonst irgend etwas sieht, und daß viele von den Herren, die nichts Ehrwürdiges an sich haben, als ihre Bärte, eine schlechte Figur machen würden, wenn man sie um diesen Zierath bringen wollte? Den Priestern die Bärte abzuschneiden! welch ein verwägnes Unternehmen! dieß heißt, den Rechten des Heiligthums der Ehre der Geistlichen zu nahe treten; dieß heißt, verruchte Hände an alles legen, was bey ihnen das Heiligste und Nothwendigste ist, ihre Unwissenheit zu verbergen. Ihr Monarch muß gewiß vergessen haben, wie viel Unglück sich jener gelehrte Russe (*) über den Hals zog, welcher behauptet hat,

(*) Herr Lomonossow, der Canzleyrath und Profes-

hatte, daß die Priester im Himmel keine Bärte tragen würden, weil dieselben nicht getauft sind. Und wer weis, wie es diesen unbedachtsamen Spötter ergangen seyn möchte, wenn ihn die großmüthige Elisabeth nicht vor der Rache der Clerisey in Sicherheit gesetzt hätte?

Hat Peter der Dritte nicht noch überdieß das Exempel seines Großvaters vor Augen? So weislich die weitläuftigen Entwürfe dieses Fürsten ausgedacht, und so uneingeschränkt seine Gewalt auch war, so konnte er dennoch über die Bärte aller seiner Unterthanen nicht Herr werden; und er hat sich niemals getraut, seinen Geistlichen dieselben abschneiden zu lassen.

Ich werde die Ehre haben, Ihnen, mein Herr, alle diese Fragen zu beantworten; und das wird mir um desto leichter werden, weil ich aufs genaueste von demjenigen unterrichtet bin, was den Anlaß zu dieser Erdichtung gegeben hat.

Pe-

fessor von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, hat ein Gedicht über die Bärte gemacht; worinnen er beweist, daß die Priester im Himmel keine Bärte haben werden, weil dieselben nicht mit getauft sind." Einen "einzigen Popen, sagt er, muß man hiervon aus"nehmen. Dieser taufte ein Kind, und als er "dasselbe aus dem Wasser nahm, hob er es so hoch, "daß ihm das Kind auf den Bart pißte. O! seli"ger Bart! fährt der Dichter fort, der du wür"dig geachtet wurdest, getauft zu werden. "Edler und heiliger, als die andern Bärte, "wirst du in den Himmeln glänzen, wie ein "Stern der ersten Grösse!"

Peter der Dritte ist noch niemals willens gewesen, den rußischen Priestern ihre Bärte abschneiden zu lassen. Diese fabelhafte Geschichte hat man bloß erfunden, um diesen Prinzen in üblen Ruf zu bringen. Sie hat ihren Ursprung einem Popen zu danken, der seit einigen Jahren in Hamburg wohnt, und daselbst in dem Hause des Residenten das Amt eines Capellans verwaltet. Die ausländische Luft, die er in dieser Stadt geathmet, hat ihn schon so biegsam gemacht, daß er sich gar keine graue Haare darüber wachsen lassen würde, wenn ihn seine Obern verurtheilen sollten, Zeit Lebens in Deutschland zu bleiben. Der tägliche Umgang mit den Heiden, (denn diesen Namen legen die Russen allen Ausländern bey,) hat ihm einen Geschmack an der Denkungsart dieser Ungläubigen beygebracht; und er ist schon ein solcher Kätzer geworden, daß er glaubt, der Bart sey eben keine wesentliche Eigenschaft eines Geistlichen. Da er nun überdieses ein Liebhaber der Mechanik ist, und ihm also sein Bart oftmals im Wege war, wenn er arbeitete, so wünschte er sich von diesem beschwerlichen Zierathe befreyet zu sehn; und seine Haushälterinn, der dieser Bart auch sehr überlästig war, hat nicht wenig beygetragen, seine Gewissenszweifel zu heben.

Zu dem giebt es, wie Sie wissen, in Hamburg mehr Juden, als in irgend einer andern Stadt Deutschlands; die Kleidung der Rabbinen hat viel Aehnlichkeit mit der Kleidung eines

nes

nes Popen, und der Bart macht diese Aehnlichkeit noch grösser. Daher ereignete es sich dann zum öftern, daß ihn der Pöbel für einen Juden hielt. Dieser Schimpf war ihm sehr empfindlich, und er hat den ehrwürdigen Gliedern des heiligst regierenden Synodes in Petersburg den üblen Verdacht, den ihm sein Bart zuzog, so nachdrücklich vorzustellen gewußt, daß ihm die Bischöfe die Erlaubniß ertheilet haben, seinen Bart in einer Schachtel aufzuheben, und in einem schwarzen, nach französischer Mode gemachten Kleide zu gehn.

Die Hamburger, die ohnedieß von Natur sehr neugierig sind, haben die Ursache zu dieser Veränderung gern wissen wollen; unser Geistlicher ist so schelmisch gewesen, daß er ihnen weiß gemacht hat, Peter der Dritte habe eine Ukase des Innhalts ausgehn lassen, daß sich künftig alle rußischen Priester den Bart scheeren, und nach französischer Mode kleiden sollten.

Dieß ist die Quelle von der schlechten Meynung, die man sich von der Beurtheilungskraft und Politik des Kaisers gemacht, indem man ihm dieses Unternehmen fälschlich aufgebürdet hat. Sie wissen, mein Herr, daß ich vor Ihnen kein Geheimniß habe, und daß ich sehr sorgfältig darauf bedacht bin, nichts zu behaupten, ohne der Wahrheit versichert zu seyn: Ich glaube, daß ich mir eine Pflicht daraus machen müsse; die Natur der Sachen, die ich mich anheischig gemacht habe, Ihnen zu

schrei-

schreiben, mag auch seyn welche sie will. So wenig ich Ihnen die Fehler verheelen werde, die dieser Prinz begangen hat; eben so sehr werde ich mich auch im Gegentheile bemühen, die ungegründeten Nachrichten zu zerstören, die man von ihm ausgesprengt, und ihn von den Fehlern zu retten, die man ihm fälschlich angedichtet hat. Da es mir nun so vorkömmt, als ob Sie von dem Kriege, den Peter der Grosse den Bärten seiner Nation angekündigt hatte, nicht gar zu wohl unterrichtet wären; so will ich Ihnen davon so viel melden, als man mir hier in Petersburg erzählet hat.

Peter der Erste hatte die Absicht, in diesem barbarischen Lande die Sitten der Deutschen und der Franzosen, und mit denselben zugleich die Künste und Wissenschaften einzuführen; indem er glaubte, daß selbst die Gleichförmigkeit im Aeusserlichen etwas hierzu beytragen könnte. Er wollte also haben, daß sich seine Unterthanen französisch kleideten; und da sich eine französische Kleidung und ein rußischer Bart nicht zusammen reimen, so meynte er, es gezieme sich, denselben abzuscheeren. Er ließ zu Moscau an verschiednen öffentlichen Plätzen einige Muster von französischen Kleidern aushängen, und hatte wirklich etlichen Aufsehern die Gewalt ertheilet, die Kleider der Vorübergehenden zu messen, und, wenn sie dieselben zu lang befänden, kürzer zu schneiden. Die armen Russen kränkten sich aufs äusserste, da sie so

ge-

genöthigt wurden, der Kleidung ihrer Vorfahren zu entsagen; und was ihnen am wehesten that, war die Furcht, daß ihnen nach ihrem Absterben so gar die Thüre zum Paradiese verschlossen werden möchte, wenn sie nicht wie andre wahre Christenseelen gekleidet wären. Sie machten tausenderley Einwendungen, die aber nichts halfen; Peter der Erste war es gewohnt, daß man ihm Gehorsam leisten mußte; man unterstand es sich gar nicht, ihm zu widersprechen. Seine Unterthanen hatten es schon aus der Erfahrung gelernt, daß er kein Blut von Aufrührern schonte; sie hüteten sich also wohl, ihm ungehorsam zu seyn. Mithin bekamen die Kleider eine andre Form, und es war sehr lustig, auf einmal in der Hauptstadt eine grosse Menge Franzosen und Deutsche mit moscowitischen Köpfen zu sehn.

Ehe man sichs versah, machte er sich auch an die Bärte, aber er fand viel mehr Schwierigkeit, ihnen dieselben abnehmen zu lassen, als er vorausgesehen hatte. Viel Privatpersonen verliessen ingeheim das Reich, um nur ihre Bärte zu erretten; andre, welche mehr Muth hatten, erklärten sich kühnlich, daß sie lieber ihren Kopf mit dem Barte verlieren, als ohne demselben behalten wollten. Diejenigen, welche Bärte hatten, die ihre Länge ehrwürdig machte, fleheten ihn aufs demüthigste und rührendste an, daß ihnen erlaubt seyn möchte, dieselben zu behalten; aber der Kaiser war unerbittlich, und vielleicht würde er gar eine Empörung zu befürch-

fürchten gehabt haben, wenn man nicht noch ein Hülfsmittel ausfindig gemacht hätte, ihn zu bewegen.

Die Gewissenhaftesten unter der Nation wurden mit einander einig, dem Kaiser für die Erhaltung ihrer Bärte eine beträchtliche Summe Geldes anzubieten. Diesen Vorschlag hielt Peter für billig; und so wurde beschlossen, daß alle Häupter dieser Familien so wohl, als ihre Nachkömmlinge, für den Genuß dieses Privilegii auf ewig einen jährlichen Tribut erlegen sollten. Dabey ist es geblieben; Und ob sich gleich die Bärte seit der Zeit bey den gemeinen Leuten so sehr eingeschlichen haben, daß man keinen Bauer mehr ohne Bart sieht; so sind doch die Familien, die diesen Contract gemacht haben, noch immer verbunden, den damals ausgemachten Tribut zu bezahlen. Uebrigens hat man den gewissenhaften Bewahrern ihrer Bärte einen Namen gegeben, dadurch sie von andern unterschieden werden; und sie tragen zum Zeichen ihrer Freyheit auf ihren Kleidern zwischen den Schultern ein Stück rothes Tuch.

Daraus, mein Herr, können Sie leicht sehen, wie hartnäckig die Russen sind. Wir haben hiervon nach Peters des Grossen Tode noch ein andres Beyspiel gehabt. Es entstand ein Streit über die Frage, ob man das Zeichen des Kreuzes mit zween, oder mit drey Fingern machen müßte? Diese Zänkerey wurde binnen kurzer Zeit so ernstlich, daß sie Anlaß zu öffentlichen Verfolgungen gab. Weil sich der

Hof und die Clerisey für eine Partey erkläret, und die andre als kätzerisch verdammet hatte; so flüchteten mehr als tausend Familien nach Pohlen, und liessen sich daselbst nieder (*).

Peter der Grosse übte über die Geistlichen eben so wohl, als über alle seine andern Unterthanen, eine unumschränkte Gewalt aus. Nach dem Tode des letzten Patriarchen nahm er diese Würde selbst an, und verrichtete sogar das Amt eines Patriarchen (**). Unterdes-

(*) Die Kaiserinn Katharine die Zwote hat gleich zu Anfange ihrer Regierung ein Manifest ausgehn lassen, worinnen sie alle diejenigen, die wegen dieser Streitigkeit aus dem Reiche gegangen sind, einladet, in dasselbe zurück zu kommen, mit dem Versprechen, daß man ihnen völlige Freyheit lassen wolle, das Zeichen des Kreuzes zu machen, wie es ihnen beliebte.

(**) In der Merkw. Lebensg. S. 25. heißt es: Peter der Dritte erklärte nicht nur sich selbst zum Oberhaupte der rußischen Kirche, und wollte die geistliche Gewalt in seiner Person mit der weltlichen vereinigen; sondern er wollte auch der Geistlichkeit ihre Güter und Klostereinkünfte einziehen. Es wurde den Klöstern durchaus untersagt, jemanden vor seinem dreyßigsten Jahre in den Mönchs- oder Nonnen-Orden aufzunehmen u. s. w.

Es ist bekannt, daß sich Peter der Erste nach dem Tode des letzten Patriarchen der Wahl eines neuen Oberhauptes der Kirche aus allen Kräften widersetzte, und die Erklärung that; woferne der Synode schlechterdings für nöthig erachtete, diese Wür-

dessen hat er doch die Bärte der Geistlichen niemals angetastet; und so ist es ebenfalls nur eine Einbildung, wenn man sagen will, daß sein Neffe dergleichen unheiligen Anschlag gefaßt haben

Würde wieder herzustellen, so wünschte er, daß man Ihn selbst zum Patriarchen erwählte; welches nicht abgeschlagen werden konnte. Mithin hat eigentlich schon Peter der Grosse die geistliche Gewalt mit der weltlichen vereiniget; und Peter der Dritte konnte weiter nichts thun, als sich Rechte zu Nutze machen, die schon längst an die Crone verknüpfet gewesen waren.

Wenn er aber die ungeheuren Einkünfte der Klöster hat beschneiden wollen, so hat er damit weiter nichts gethan, als daß er dem Beyspiele anderer regierender Herren gefolgt ist, die doch sonst wegen ihrer Weisheit berühmt sind, und die es dem gemeinen Besten gar nicht für zuträglich gehalten haben, daß die Geistlichen Reichthümer besässen, die man besser anwenden könnte. Die Erfahrung hat es auch seit langer Zeit ausser allen Zweifel gesetzt, daß einige Regimenter Soldaten, die zur Sicherheit des Vaterlandes gehalten werden, mehr Nutzen schaffen, als zweymal hundert tausend Mönche, die der Faulheit gewohnt sind, und in der Welt weiter nichts thun, als daß sie sich mit dem Marke des Landes mästen; daher verbot er ganz weislich, junge Leute auf Probezeit in die Klöster zu nehmen, oder ihnen zu erlauben, daß sie vor ihrem dreyßigsten Jahre die Gelübde thäten. Zu geschweigen, daß er gern verhindern wollte, daß die Menge dieser unnützen Mitglieder der Gesellschaft, nicht von Tage zu Tage zunähme; so hatte er ohne Zweifel auch wohl bemerket, daß viel junge Leute in einem Alter, da sie noch nicht

sollte. Alles, was ich in Ansehung der Geistlichen weis, ist, daß sich dieser Prinz vor einigen Tagen sehr lange mit dem Erzbischofe von Nowgorod über die Unwissenheit der meisten Popen unterredet hat. Ich bin willens, Ihnen in meinem folgenden Briefe hiervon nähern Bericht zu geben. ꝛc. ꝛc.

St. Petersburg,
den $\frac{9}{20}$ März, 1762.

Zehntes Schreiben.

Sie können es Sich gar nicht vorstellen, mein Herr, wie weit die Unwissenheit des größten Theils der rußischen Priester geht. Die meisten wissen nicht einmal die Anfangsgründe der griechischen Religion, ob sie gleich den Gottesdienst in ihren Kirchen täglich versehen. Man kan kühnlich behaupten, daß bey tausend solchen Müßiggängern ihre ganze Wissenschaft bloß in der Fertigkeit besteht, funfzigmal in

ihre eignen Herren gewesen waren, die Klostergelübde gethan, und es nachher bereuet hatten: Wodurch der Staat nicht allein vieler nützlicher Bürger beraubet, sondern auch so gar noch diejenigen unglücklich gemacht werden, die sich nun ihrer Gelübden wegen gezwungen sehen, in einem Stande zu leben, der ihnen eine Last ist, und darinnen sie ohne Wiederkehr zu einer Lebensart verdammt sind, die ihnen sehr langweilig fällt.

in einem Odem vor ihren Altären ihr Ghospodi pomilui (HErr, erbarme dich unser) herzuschnattern. Dieß ist die Ursache, warum diese Leute, nach dem Exempel unterschiedlicher Nationen, und zur Schande der Vernunft und Menschlichkeit, alle übrigen Religionen verdammen; aber daß sie sich vornehmen sollten, ihren irrenden Brüdern den Weg zu zeigen, den sie für den kürzesten und einzigen zur ewigen Seligkeit halten, das lassen sie wohl bleiben. Sie nehmen sich nicht im mindesten die Mühe, die vermeynten Heiden zu bekehren; und ich habe kein Land gesehen, wo es so vielerley Religionen gäbe, und wo eine jegliche die ihrige so frey übte. Die Juden allein sind hiervon ausgenommen, und überhaupt gänzlich aus dem Reiche verbannet (*). Man erzählt, dieses unglückliche Volk habe bey Petern dem Grossen um die Erlaubniß angehalten, sich in seinen Staaten niederlassen zu dürfen; er habe es ihnen aber abgeschlagen, und gesagt, er hiel-

(*) Man sieht aus den, am Ende eines jeden dieser ursprünglich geschriebnen Briefe, beygesetzten Datis, daß sie einer Begebenheit, die sich erst zwey Jahre nachher zugetragen hat, nicht haben Meldung thun können; ich meyne, daß Ihro Majestät, die Kaiserinn, zur Nachahmung andrer regierenden Mächte, welche die Toleranz lieben, der jüdischen Nation erlaubet hat, sich in Rußland niederzulassen, und ihre Handlung daselbst zu treiben. Die Zukunft muß uns lehren, welche von beiden Nationen den größten Vortheil davon haben werde. A. d. H.

hielte seine Unterthanen schon für schelmisch genug von Natur, als daß sie erst nöthig hätten, von den Hebräern noch besser unterrichtet zu werden. Uebrigens hat man nicht leicht Exempel, daß die Russen um der Religion willen die Ausländer verfolget hätten, ob sie gleich unter einander selbst über die Kraft oder Nothwendigkeit gewisser Cärimonien nicht allemal einig sind. Unterdessen, mein Herr, ist nichts gewisser, als daß die Politik und Gnade der regierenden Herren an dieser lobenswürdigen Toleranz immer mehr Antheil gehabt hat, als etwan die gute Gesinnung der Clerisey.

Jedoch rede ich hier überhaupt nur von den Popen, und will dadurch bey Ihnen eben nicht einen nachtheilichen Begriff von allen russischen Geistlichen insgesammt erregen. Es giebt Bischöfe, Erzpriester und Archimandriten unter ihnen, die eine sehr ausgebreitete Kenntniß in ihrer Theologie haben; es giebt ihrer viele, die sich durch ihre Einsicht in göttlichen Dingen, und durch ihre Tugenden im voraus der Canonisation zu versichern suchen, welches ihnen aber itzo gar selten glückt, seitdem der Patriarch mehr besorgt ist, seine Armeen, als die Anzahl der Heiligen zu vermehren. Diese Gottesgelehrten haben einige philosophische Kenntniß; aber ihre ganze Wissenschaft in diesem Stücke ist von sehr geringem Umfange, und schmeckt noch immer nach ihrer Barbarey. Was die übrigen Theile der Gelehrsamkeit betrifft, so sind ihnen dieselben fast gänzlich un-

be-

bekannt. Sie haben davon bloß einen undeutlichen Begriff aus dem Umgange, den sie mit dem Ausländer halten. Uebrigens verabsäumen sie die alten und fremden Sprachen gänzlich. Sie studiren bloß zum Heile der Seelen, und machen sich eine Ehre daraus, in allen übrigen Betrachtungen weder Geschmack, noch Einsicht zu besitzen.

Ganz Rußland kann bis diese Stunde nicht einen einzigen Gelehrten aufweisen, der die Anfangsgründe der Wissenschaften in seinem Vaterlande erlernet hätte; man muß die Jugend aus dem Lande schicken, wenn sie unterrichtet werden soll. Peter der Grosse ist der erste gewesen, der von Zeit zu Zeit einige junge Leute auf die berühmtesten Universitäten in Deutschland geschickt hat. Nach seinem Hintritte hat man angefangen, einen Geschmack an dieser Methode zu gewinnen; und seine Nachfolger, welche sämmtlich in seine Fußstapfen getreten sind, haben sich für ihre aufgewendeten Kosten sehr reichlich belohnet gehalten, wenn von zwölf Subjecten ein einziges zurück gekommen ist, das man zum Adjuncto bey der Akademie der Wissenschaften hat machen können. Ehe Peter der Grosse diese Akademie zu Petersburg gestiftet hatte, wußte seine Nation nicht einmal den Namen davon. Er zog verschiedne der berühmtesten Gelehrten aus Deutschland und andern Ländern an sich, und hat nichts gespart, ihnen in diesem rauhen Clima, und unter einem so barbarischen Volke einen an-

angenehmen und bequemen Aufenthalt zu verschaffen.

Sein vornehmster Endzweck war ohne Zweifel, seiner Nation durch dieses Mittel an dem Nutzen, und so gar an dem Vergnügen, das man aus den Wissenschaften schöpft, einen Geschmack beyzubringen; er wollte in ihnen eine edle Nacheiferung erwecken; er wollte sie locken, andre Völker nachzuahmen, damit sie durch sich selbst fähig würden, Künste und Wissenschaften in Aufnahme zu bringen.

Nicht lange darauf stiftete er zu Petersburg eine ansehnliche Schule, und zu Moscau eine Universität. Die Absicht dieser Einrichtung ist, wie bey uns, junge Leute darinnen zu erziehn, um sie dereinst bey der Akademie der Wissenschaften, und bey den Gerichtshöfen zu brauchen. Man schmeichelte sich so gar, es in kurzer Zeit dahin zu bringen, daß man die Ausländer gänzlich entbehren könnte. Die Erfahrung muß entscheiden, mit was für Glücke dieses zu Stande kommen werde. Herr Lomonossow, dessen ich in einem meiner vorigen Briefe Erwähnung gethan habe (*), ist der erste, und bis diese Stunde der einzige Gelehrte, der in diesen mitternächtlichen Gegenden aufgestanden ist. Rußland hat ihn gezeugt; seine Gelehrsamkeit aber hat er den Deutschen zu danken. Er weis auch so richtig, um wie viel er

(*) Man sehe im vorhergehenden das Neunte Schreiben, S. 59.

er in Vergleichung gegen seine Landsleute besser ist, als diese, daß er sich schon ganz allein mit seinem Adjunct Protassow für fähig hält, die ganze Akademie der Wissenschaften, ja so gar die ganze gelehrte Welt in Rußland vorzustellen. Unterdessen meynt man, daß er gleichwohl noch nicht von aller Kränkung frey sey; und wie man sagt, so soll die Gleichgültigkeit oder Vergeßlichkeit seiner Lehrer, die seine Verdienste noch nicht genugsam erkannt haben, daran Ursache seyn. Diesem Umstande giebt man auch seinen melancholischen Paroxysmus schuld, der ihn oftermals ganze Wochen lang unsichtbar macht. Man glaubt, seine Gesundheit würde gar bald wieder hergestellt werden, und sein Genie einen neuen Schwung bekommen, wenn man nur alle Ausländer aus der Akademie jagen, und ihm allein die Einkünfte derselben geben wollte.

Gleichwohl ist nichts gewisser, als daß die Unwissenheit dieser Nation binnen einem halben Jahrhunderte wieder eben so groß seyn würde, als sie vor den Zeiten Peters des Grossen gewesen ist, wenn man ihr nur ihre Lehrer, dieß heißt, die Ausländer nehmen wollte. Die Beherrscher, welche dieses Reich bisher regieret, haben die Wahrheit dieses Satzes eingesehen. Daher haben sie auch insonderheit alle Gelehrten von fremden Nationen, die sich zur Unterweisung der Russen einfanden, und in ihren Staaten den Grund zu den Künsten und Wissenschaften legen wollten, zu schützen und zu be-

befördern gesucht. Wenn es aufs Nachahmen ankömmt, so sind die Russen vortrefflich, und thun es fast allen Europäern zuvor. Man wird Ihnen Instrumente von allerhand Art zeigen, die von Künstlern dieser Nation verfertiget sind, und die an Schönheit und Genauigkeit selbst demjenigen gleich kommen, was die Engländer verfertigen. Sie finden unter ihnen geschickte Meister in allen Stücken; aber ihre Wissenschaft stirbt mit ihnen wieder aus; sie können Niemanden unterweisen; nimmt man ihnen die Muster, so nimmt man ihnen alles; die Gabe, zu erfinden, fehlt ihnen gänzlich. Daher werden Sie auch in den Commentarien der Akademie der Wissenschaften keine neuen Entdeckungen finden, die von Russen gemacht worden wären. Weil sie von ihrer eignen Schwäche überzeuget sind, so beneiden sie die Ausländer, und suchen ihnen so viel Hindernisse, als sie nur können, in den Weg zu legen, damit sie nicht mehr Ehre erwerben sollen, als sie selbst zu verdienen sich bewußt sind. Das, was ich hier behauptet habe, zu beweisen, braucht es weiter nicht, als daß ich eines einzigen Falles erwähne, der sich vor kurzem ereignet hat.

Der Durchgang der Venus durch den Discus der Sonne war eine so merkwürdige Begebenheit, daß sie alle Sternkundigen in Bewegung setzte. Ein jeder schickte sich an, seine Beobachtungen zu machen; und die Akademie zu Petersburg hätte ganz gewiß die richtigsten und ge-

genauesten Beobachtungen machen sollen, weil es eben eine von den rußischen Provinzen war, wo man dieses Phänomenon am besten beobachten konnte.

Es wurden daher zwey Mitglieder der Akademie, welche beide Russen waren, ausgeschickt, für die Ehre der Nation und den Ruhm der Akademie zu arbeiten. Der jüngste darunter, welcher der geschickteste war (*), hatte das Unglück, daß er seine Absicht nicht erreichen konnte, weil die Wolken den Horizont des Orts, wo er sein Observatorium hatte bauen lassen, die ganze Zeit über verdunkelten. Und der andre (**), der allem Ansehen nach seine Beobachtungen unter dem Einflusse des Traubengotts anstellen mochte, sah die Venus einen Weg nehmen, der demjenigen, welchen die Sternkundigen angegeben hatten, gerade entgegen war. Er hatte die Venus da eintreten sehen, wo sie herausgehn sollte; und der Riß, den er zeichnete, um seine sonderbaren Beobachtungen zu erklären, kam seinen Collegen so dun-

(*) Herr Rumowski, der sich mit grossem Fleisse auf die Mathematik und Astronomie legt. Er ist eine geraume Zeit in Berlin gewesen, wo er viel vom Herrn Euler gelernt hat.

(**) Herr Poppow, der vor seiner Abreise zu dieser Beobachtung zum Hofrathe gemacht ward, und dessen größtes Verdienst iederzeit darinnen bestanden hat, daß er der Akademie die Mühe ersparen wollen, ihm den Druck seiner Schriften abzuschlagen.

dunkel und verwirrt vor, daß sie sich genöthigt sahen, die ganze Sache zu unterdrücken.

Indem sich nun diese beiden Gelehrten beschäfftigten, der eine sich zu ärgern, daß er diesen Planeten nicht beobachten konnte, und der andre, sich selbst wegen seiner neuen Entdeckungen Glück zu wünschen; so war man in Petersburg nicht minder aufmerksam, so viel Beobachtungen zu machen, als sich nur thun liesse. Ein ausländischer Professor, der sich durch seine Einsicht in die Naturlehre und Sternkunde unter allen Gelehrten in Europa berühmt gemacht, hatte alle Anstalten dazu getroffen. Um aber den Ausländern die Ehre eines glücklichen Erfolges nicht zu gönnen, untersagte man ihm, diese Beobachtung anzustellen, und trug es einigen rußischen Schülern auf, die von dem, was sie sahen, nichts verstanden. So gieng dann diese Gelegenheit, sich berühmt zu machen, verloren. Zu allem Glücke hatte der König von Frankreich einen Astronomus nach Sibirien geschickt, daselbst die nöthigen Beobachtungen zu machen, und die Akademie zu St. Petersburg ist von der Höflichkeit des Herrn Poissonnier, der ihr seine Entdeckungen mitgetheilt hat, sehr gerührt worden.

Sie sehen hieraus, mein Herr, daß die Russen bey aller ihrer Unwissenheit es nicht einmal leiden wollen, wenn sich die Ausländer unter ihnen hervorthun. Sie würden dieselben alle zusammen aus dem Reiche verjagen, wenn es nur in ihrer Gewalt stünde. Sie dürfen

nur

nur die Augen auf die Commentarien der Akademie werfen, wenn Sie Sich von der tückischen Maxime überzeugen wollen, deren man sich gegen die Ausländer bisher bedienet hat und noch bedient. Sie wissen, mein Herr, daß ein Gelehrter eben so sehr zu seiner eignen Ehre, als zum gemeinen Besten arbeitet. Ein ieder will in seiner Art glänzen; und durch vieles Studiren und Abmattung seiner Lebensgeister sucht man ganz und gar nicht so menschenfeindlich zu werden, daß man sein Leben in der Dunkelheit zubringen wollte; sondern man will vielmehr, daß die gelehrte Welt von unsern Arbeiten benachrichtiget werde; und man glaubt das Vergnügen zu verdienen, seine Entdeckungen gebilligt, gelobt und gebraucht zu sehn. Die Ehre treibt die Menschen zur Unternehmung der beschwerlichsten Arbeiten an, und wir haben die größten Werke, die erhabensten Entdeckungen bloß der edlen Begierde zu danken, die uns reizt, grosse Genies wo nicht zu übertreffen, doch ihnen nahe zu kommen. Aber blättern Sie nur, wenn es Ihnen beliebt, die letzten Bände dieser Commentarien durch; Sie werden darinnen schwerlich Abhandlungen von Professoren, welche itzo in der Akademie sind, finden. Ich glaube nicht, mein Herr, daß Sie deßwegen zweifeln werden, ob diese Leute auch wohl Geschicklichkeit genug besitzen, und ob sie viel gearbeitet haben? Ich darf sie Ihnen nur nennen, so werden Sie mir zugestehn, daß es fast lauter Gelehrte sind, die sich schon berühmt

ge-

gemacht hatten, ehe sie nach Rußland giengen. Die Gesetze der Akademie verlangen, daß jegliches Mitglied jährlich wenigstens zwo Abhandlungen eingeben soll. Hieran läßt man es niemals ermangeln; und es giebt ihrer darunter, die gern noch einmal so viel eingäben, wenn sie nicht im voraus versichert wären, daß man darüber unwillig werden würde. Alle diese Abhandlungen werden in den Archiven sehr sorgfältig aufgehoben, um sie vielleicht in zehn Jahren, oder wer weis, wenn? drucken zu lassen. Wenn man ja unter denen, die Sie gedruckt sehen, einige neue einrückt, so geschieht es bloß, um das Publicum, welches leicht auf den Einfall kommen könnte, daß in der Akademie keine Professoren mehr wären, eines bessern zu belehren. Auf solche Art füllt man die Commentarien mit verjährten Entdeckungen von Gelehrten an, die nicht mehr am Leben sind, oder die wenigstens binnen diesem langen Zeitraume andre und viel richtigere Entdeckungen gemacht haben. Was entsteht denn hieraus? Daß man die Lust verliert, für die Akademie zu arbeiten; weil man sieht, daß alle Nachtwachen und Arbeiten vergeblich sind. Man bereichert seine Kenntniß, und breitet seine Einsicht auf Unkosten der Russen aus; und wenn die Contract-Zeit zu Ende ist, so macht man es, wie es La Condamine, De L' Isle, Gmelin und andre gemacht, die dabey, daß sie in Rußland gewesen sind, weiter nichts bedauret haben, als daß sie bey ihrem Abschiede aus diesem Rei-

che ihre Schriften mitnehmen, und dieselben einige Jahre später herausgeben mußten, als ihr Wille gewesen war. Indessen hat die Kaiserinn Elisabeth niemals das Geringste verabsäumet, was zum Vergnügen der Ausländer, besonders zur Zufriedenheit der Gelehrten etwas beytragen konnte; und wir haben Ursache, zu hoffen, daß der neue Kaiser eben derselben Methode folgen werde. Die Künste und Wissenschaften werden ihn wohl nicht sonderlich rühren; die Waffen sind ihm lieber, als die Bücher; aber gelehrte Leute werden doch allemal unter seinem besondern Schutze stehn, zumal wenn sie Engländer oder Deutsche sind.

Noch mehr Zutritt und Unterstützung werden die Musen bey der gelehrten Katharine finden. Sie können sich kaum vorstellen, mein Herr, wie sehr diese Prinzeßinn dieselben liebt, und die Liebe zu ihnen auszubreiten bemüht ist. Sie giebt sich nicht bloß mit gewöhnlichen Dingen ab, sie legt sich so gar auf die erhabensten Wissenschaften. Schon, da sie noch Großfürstinn war, suchte sie oft ihr Vergnügen darinnen, daß sie sich mit dem Herrn Aepinus über die Naturlehre und Sternkunde unterredete, und trug ihm so gar auf, einen kurzen Lehrbegriff davon zu ihrem Gebrauche aufzusetzen.

Die Akademie der Wissenschaften hat niemals eine verdrüßlichere Krisis erfahren, als da sie den Herrn Baron von Korf einbüßte, der sich gegenwärtig als rußischer Minister zu Kopenhagen befindet. Niemals hat sie einen geschick-

schicktern Präsidenten gehabt, der ihre Lobeserhebungen besser verdienet hätte. Man kann in der That sagen, daß die Akademie unter seiner Aufsicht und Anführung ihr güldnes Alter gehabt habe. Da er selbst ein Mann von Wissenschaft war, so konnte er auch von dem Werthe eines Gelehrten am besten urtheilen. Er fand sich iederzeit so wohl bey den öffentlichen als Privat-Zusammenkünften der Akademie getreulich ein. Er wußte, daß die Versammlung der Professoren, nicht aber die Canzley mit ihren Subalternen, die Akademie ausmachte. Die mühsamsten Arbeiten der verschiednen Mitglieder der Akademie waren ihm niemals zu geringe; und folglich ward es ihm auch nicht schwer, die Belohnungen nach Billigkeit auszutheilen. Er hätte verdienet, Präsident aller Akademien zu seyn, und die hiesige wird den Verlust dieses grossen Mannes noch lange beweinen.

Sie verlangen wohl nicht, mein Herr, daß ich Ihnen eine Beschreibung von dem gegenwärtigen Präsidenten machen soll? Sie würden vielleicht unwillig werden, wenn ich Ihnen sagte, daß er in seinem Leben mehr Kinder auf die Welt gesetzt, als Bücher gelesen, und mit den artigen Mädchen in der Hauptstadt beßre Bekanntschaft habe, als mit den Gliedern der Akademie.

Es ist nicht gar zu lange, daß ein sehr berühmter Professor zu ihm kam, ihm ein Buch zu überreichen, das er Seiner Excellenz zugeschrieben hatte. Dieser fand ihn eben beschäfftigt,

ein

eine Schnupftabaksdose zu kaufen. Der Präsident nahm das Buch, das ihm der Gelehrte überreichte, ganz nachläßig an, und weil er sah, daß der Titel lateinisch war, gab er es seinem Cammerdiener, und kehrte dem Professor, ohne ein einziges Wort zu sagen, den Rücken zu, seinen Handel mit dem Krämer fortzusetzen. Ich bin u. s. w.

St. Petersburg,
den $\frac{12}{23}$ März, 1762.

****

Eilftes Schreiben.

Der Hauptinnhalt der Unterredung, die der Kaiser mit dem Erzbischofe von Nowgorod gehalten, hat die Stiftung nöthiger Schulen in diesem Reiche betroffen. Da die Schulen gleichsam Pflanzstäten sind, worinnen man zum gemeinen Besten vernünftige Bürger, wackre Soldaten, geschickte Künstler, überhaupt getreue und tugendhafte Unterthanen zieht; so hat ein regierender Herr darauf eine besondre Sorgfalt zu wenden. Daran hat es in Rußland bisher gefehlt; und ist es daher wohl ein Wunder, daß in diesem Lande so lange die größte Barbarey geherrscht hat?

Der Kaiser hat der Akademie der Wissenschaften aufgetragen, ihre Gedanken über diese Sache von sich zu geben, und die Städte

vorzuschlagen, die sie zu dieser Art von Stiftung für die schicklichsten hielte. Es ist in Wahrheit sehr seltsam, daß in einem Staate, da es eine Akademie giebt, keine Schulen sind; und daß man in demselben gemeiniglich mehr Professoren, als Studenten findet.

Alles, was man bisher in Ansehung der schönen Wissenschaften hat thun wollen, ist die Geistlichen niemals etwas angegangen. Diese werden in den Klöstern erzogen, wo sie ihren theologischen Cursum anfangen und vollenden. Wenn aber Ein Blinder den Andern führt, werden sie nicht beide in die Grube fallen? Und wenn Ein Ignorant den andern unterrichtet, wie kann man sich Hoffnung machen, daß ein Gelehrter werde gezogen werden? Da diese Leute in ihren Klöstern keinen Umgang mit gelehrten Leuten fremder Nationen haben; da sie weiter keine Sprache können, als ihre Muttersprache, und aus eben dem Grunde auch weiter nichts lesen, als ihre Kirchenväter; so ist es nicht möglich, daß sie sich iemals von ihren Vorurtheilen befreyen sollten.

Die Absicht des Kaisers ist demnach, daß sie künftighin nach dem Beyspiele andrer Nationen studiren, und das Volk nicht mehr, durch ihr ewiges Geschrey Ghospodi pomilui, bey seiner Unwissenheit lassen, sondern daß sie Predigten halten, und ihre Zuhörer nach den Grundsätzen ihrer Religion unterrichten sollen. Der Erzbischof von Nowgorod, der ein sehr kluger Greis, und überhaupt ein Mann von grossem

sem Verstande ist, hat diese gute Absicht des Monarchen von Herzen gebilligt; und es ist kein Zweifel, daß er alles Mögliche thun werde, einen so heilsamen Anschlag ins Werk richten zu helfen.

St. Petersburg,
den $\frac{18}{29}$ März, 1762.

Zwölftes Schreiben.

Das Gebot unsers heiligen Gesetzes, du sollst nicht ehebrechen, scheint in diesem Lande sehr überflüßig zu seyn. Die Anklagen der Unkeuschheit und des Ehebruchs machen den Richter hier keine Mühe. Nur die Ausländer lassen es sich manchmal einfallen, Klagen wider ihre Weiber anzubringen, wenn sie dieselben für ungetreu halten.

Der Pöbel folgt platterdings bloß den Trieben der Natur; und ob man sich hier gleich mit viel mehr Cärimonien verheirathet, als bey uns, so macht man doch selten Anspruch auf Treue; man wechselt von beiden Theilen nach seinem Belieben; man ist auch in diesem Puncte viel zurückhaltender, als die Deutschen, die den Tribunalien mit dergleichen Anklagen unaufhörlich zur Last fallen. Ein Mann jagt seine Frau aus dem Hause; diese begiebt sich in ein andres Quartier der Stadt, und heirathet

daselbst einen andern Mann, der sie auf gleiche Art wegjagt; sie nimmt wohl den dritten, und dieser läßt sie wiederum sitzen; auf solche Art geht sie durch vielerley Hände, und findet nicht selten nach allen ihren Caravanen noch Mittel, sich mit ihrem ersten Manne auszusöhnen, und glücklich mit ihm zu leben.

Ich will nicht dafür schwören, ob man hier nicht auch Ausländer finden sollte, denen es eben nicht sauer ankäme, sich in diesem Stücke nach den rußischen Gebräuchen zu richten.

Die Weiber der Soldaten, welche im Kriege sind, leben fast alle mit andern Männern. Wenn der rechtmäßige Ehemann wiederkömmt, so giebt es nicht mehr als zweyerley Wege: entweder, er jagt seinen Vicarius fort, und nimmt ihm die Frau wieder ab; oder er läßt sie laufen, und schafft sich eine andre an.

Unterdessen gilt doch dieses von den Grossen des Landes nicht. Diese dürfen sich nicht anders vermählen, als mit Einwilligung des regierenden Herrn. Sie können auch ihre Gemahlinnen nicht verlassen, ohne von dem Monarchen und dem heiligen Synode Erlaubniß dazu zu haben.

Die Ausländer werden nach dem römischen Rechte, oder nach den Verordnungen gerichtet, die in den eroberten Provinzen eingeführt sind. Die Richter, welche das Justizcollegium ausmachen, sind fast lauter deutsche Rechtsgelehrten; und wenn es ja einen Russen un-

unter ihnen giebt, so muß er die Rechte auf einer deutschen Universität studiret haben.

St. Petersburg,
den $\frac{1}{12}$ April, 1762.

Dreyzehntes Schreiben.

Wenn es wahr wäre, daß der Zwang des ehelichen Lebens eines der vornehmsten Hindernisse der Bevölkerung seyn sollte; so hätte man, nach diesem Grundsatze zu schliessen, die größte Ursache, zu glauben, daß Rußland das volkreichste Land auf der Welt seyn müßte. Ich habe diese Betrachtung gleich nach meiner Ankunft in diesem Lande angestellt, und anfangs nicht begreifen können, warum man in einer solchen grossen Stadt, als Petersburg ist, weit weniger Kinder auf den Strassen sieht, als man in den mittelmäßigsten Städten andrer Theile von Europa antrifft. So gar in den Dörfern sieht man fast gar keine, ob sie gleich mehr damit versehen sind, als sonst irgendswo.

Gleichwohl sind die Weibspersonen eben nicht unfruchtbar; und eins ins andre gerechnet, hat eine iede in ihrer Ehe wenigstens sechs Kinder. Nun nehme man auch an, daß die Hälfte von diesen Kindern in ihrer ersten Kindheit stirbt, so wird doch noch immer eine gar

beträchtliche Anzahl übrig bleiben. Ueberdieses erwäge man, daß alle Priester verheirathet sind, und die Töchter niemals gezwungen werden, in die Klöster zu gehn, wozu sie auch ohnedieß keine Neigung haben; da man hingegen in vielen andern Ländern mit der blühendsten Jugend eine grosse Menge zukünftiger Geschlechter in den Klöstern begräbt.

Ich bin auf zweyerley Hauptursachen gekommen, welche in diesem Lande alle Jahre mehr Einwohner wegraffen, als die Seuche und die blutigsten Kriege kaum thun könnten.

Die erste Ursache sind die Bäder; diese sind lauter Altäre, wo man täglich eine erstaunliche Menge unschuldige Schlachtopfer hinrichtet. Man sollte fast glauben, die Russen suchten sich noch immer durch die Aufopferung ihrer Kinder mit dem **Moloch** wieder auszusöhnen; und man kann mit Wahrheit sagen, daß sie hier die zukünftige Nachkommenschaft in dem gegenwärtigen Geschlechte ersticken. Wenn ich dieses öffentliche Schlachten mit ansehe, so habe ich Mitleiden mit dem Wahnsinne eines Volkes, welches GOtt mit einem so grausamen Opfer einen Dienst zu thun, und die Pflichten der Religion zu erfüllen meynt.

Ein Kind, das der Luft, die wir athmen, noch nicht gewohnt ist, wird hier, auch im strengsten Winter, ganz nackend, oder doch wenigstens nur halb bedeckt, in die öffentlichen Bäder getragen, wo man es zu todte wäscht und brüht. Alle Schweißlöcher eröffnen sich,

alle

alle Fibern dehnen sich aus; und in diesem Zustande bringt man es nicht allein wieder in die strengste Kälte, sondern man gießt ihm auch halbgefrornes Wasser auf den Kopf, und wälzt es so gar im Schnee herum. Dieses geschieht ordentlicher Weise alle Wochen zweymal. Hieraus, mein Herr, können Sie leicht urtheilen, daß wenig Kinder vermögend sind, eine solche Probe auszuhalten. Es sieht nicht anders aus, als ob man ihnen mit Fleisse das Leben ie eher, ie lieber, nehmen wollte (*).

 Die

(*) Eine Erfahrung, die den Gedanken eines berühmten Gelehrten gerade entgegen ist, welcher die Regel giebt, daß man die Kinder stufenweise in den Beschwerlichkeiten übe, um sie bey Zeiten zu denen zu gewöhnen, die sie dereinst zu ertragen haben werden, und daß man die neugebornen Kinder in den Flüssen, oder an der See, ohne weitre Umstände wasche. Es ist unstreitig, daß die Bäder sehr heilsam sind, daß man den Körper dadurch abhärten, und vor vielen Schwachheiten verwahren kann, die aus der gar zu grossen Zärtlichkeit entstehen, darinnen die meisten Kinder erzogen werden. Eben so wahr ist es auch, daß man sich nach und nach durch Baden, manchmal in warmen Wassern, zu allen Graden von Hitze, die man nur ausstehn kann, ja auch oftmals in kalten Wassern, zu allen möglichen Graden der Kälte, gewöhnen, und es auf solche Art dahin bringen könne, die verschiednen Temperaturen des Wassers zu vertragen, und folglich gegen die Veränderungen der Luft ganz unempfindlich zu werden. Aber eine solche harte und gewaltthätige Begegnung, als die ist, von der der Verfasser dieser Briefe redet, kann so gar dem Kör-

Die Bäder werden gemeiniglich an den Ufern der Flüsse gebaut, um das warme Wasser desto bequemer aufzufrischen. Das erste mal, da ich diese öffentlichen Plätze sah, kam es mir nicht anders vor, als ob ich in America wäre, und Wilde vor mir sähe. Ich erblickte eine grosse Menge Männer und Weiber, Mädchen und Jünglinge, Kinder und Greise unter einander, welche alle zusammen nicht den mindesten Begriff von Schaamhaftigkeit zu haben schienen, und mit einer unausstehlichen Frechheit hervortraten. Einige wuschen sich im Flusse; an-

Körper eines Aemil nicht anders als schädlich seyn. Indessen muß man gestehn, wenn der Gebrauch des Badens einmal eingeführt ist, so darf er niemals unterlassen werden; und es ist viel daran gelegen, daß man ihn Zeitlebens beybehalte. Dieses wird durch die Beobachtung bestätiget, die man während des Aufenthaltes der Russen in Deutschland gemacht hat, wo viele von ihnen aus Mangel an Gelegenheit sich zu baden, krank worden, und in Gefahr des Lebens gerathen sind. Wenn man sich einmal an so was gewöhnet hat, die Gewohnheit mag nun so schlecht seyn, als sie will, so wird doch dieselbe gewisser Maassen nothwendig; und man kann sich selten davon losmachen, ohne daß die Gesundheit merklich darunter leiden sollte. Daher hat auch der Verfasser den Gebrauch des Bades keinesweges überhaupt verwerfen wollen; sondern er tadelt nur den Mißbrauch desselben; und wie es scheint, so würde er wohl schwerlich mit dem Herrn Rousseau den Vorschlag gethan haben, ein neugebornes Kind, im Jännermonat, ohne viel Umstände in der kalten See zu baden. A. d. H.

andre schwommen; viele sassen an dem Ufer, und wärmten sich an der Sonne. Sie, mein Herr, würden gedacht haben, diese Leute lebten noch in der Unschuld des irdischen Paradieses, und ihre Begierden würden niemals durch den Anblick dessen gereizt, was dieselben sonst am ersten zu erregen fähig ist. Was mich am meisten wunderte, war, daß Männer und Weiber ohne das mindeste Merkmal von Schaamhaftigkeit mitten unter der Jugend sassen, daß sich die Mutter den naseweisen Blicken ihres Sohnes bloßstellte, und daß es dem Vater nicht einmal einfiel, das lüsterne Auge seiner Tochter zu vermeiden. Dieses Schauspiel war mir ganz neu. Mein Freund, der mich an diesen Ort gebracht hatte, und der meinen Widerwillen bald merkte, führte mich endlich in die Bäder selbst. Er öffnete die Thüre, ohne daß Jemand eine Einwendung dagegen gemacht hätte. Hier war mir nicht anders zu Muthe, als sähe ich unsern Stammvater Adam mitten unter seiner Familie; es fehlten weiter nichts, als die Feigenblätter, mich in dieser Meynung zu bestärken. Ich habe bemerket, mein Herr, daß diese Gewohnheit, oftmals nackend zu seyn, die Ursache ist, warum diese Leute von Jugend an gewohnt werden, sich allen Arten viehischer Begierden zu ergeben; und ein solcher Unfug ist kein geringes Hinderniß der ordentlichen Zeugung.

Die andre Ursache ist eine Krankheit, deren Name mir schon Abscheu macht, und meinen

nen Ekel erregt. Diese stinkende Krankheit ist hier so gemein, daß so gar in den größten Häusern überaus viel Vorsichtigkeit erfodert wird, wenn man nicht von den Bedienten oder Ammen angesteckt seyn will. In einem Theile von Sibirien ist sie dermaassen eingewurzelt, daß die Kinder damit auf die Welt kommen, und sie von einem Geschlechte aufs andre fortgepflanzt wird.

Dieß, mein Herr, sind die beiden Ursachen, warum Rußland nicht so volkreich ist, als es ausserdem wohl seyn könnte. Es kann zwar seyn, daß es deren noch viel mehrere giebt; da ich mich aber bloß auf den Gränzen dieses weitläuftigen Reiches befinde, so kann ich nur von dem urtheilen, was unter meinen Augen vorgeht. Ich bin u. s. w.

St. Petersburg,

den $\frac{3}{14}$ April 1762.

Vierzehntes Schreiben.

Der Prinz George Ludwig von Holstein-Gottorf ist mit seiner ganzen Familie hier angelangt. Der Kaiser hat ihn zum Generalißimus der deutschen Truppen, und Stadthalter von Holstein ernannt (*). Aber Sie

(*) Der Prinz George Ludwig, Herzog von Holstein,

Sie irren sich, mein Herr, wenn Sie glauben, dieß sey alles, was Peter der Dritte für diesen Prinzen zu thun willens ist. Der Herzog Biron ist gewiß nicht aus seinem Exilio zurückberufen worden, um in sein Herzogthum wieder eingesetzt zu werden; die Absicht unsers Monarchen ist vielmehr, dasselbe seinem Onkel in die Hände zu schanzen.

Ihnen, mein Herr, brauche ich wohl nicht erst zu sagen, daß sich der itzige Hof zu St. Petersburg um das Beste des Prinzen Carls von Sachsen nicht sonderlich bekümmere. Ja, man will hier so gar einen persönlichen Haß gegen diesen Prinzen bemerken. Die Bewegungsgründe zu demselben sind mir nicht bekannt; aber zu der Zeit, da Carl hieher gekommen war, den Hof der Elisabeth zu besuchen, entdeckte man schon einen grossen Kaltsinn zwischen ihm und dem Großfürsten. Wenn man sich auf das berufen darf, was das Publicum spricht, so hat eine Rangstreitigkeit hierzu Anlaß gegeben. In der That wird an den Herzog Carl nicht mehr gedacht; man erwähnt ihn so gar nicht; dagegen erwartet man vielmehr

die

stein, hat niemals das Prädicat Kaiserliche Hoheit bekommen, wie es S. 21. der Merkw. Lebensg. heißt. Dieses ist eine Titulatur, die in Rußland Niemanden zukömmt, als dem Großfürsten. Man hat aber diesem Prinzen in Petersburg den Titel Königliche Hoheit gegeben, der ihm zukam, und den er in Deutschland vorher nicht angenommen hatte.

die Ankunft des Herzogs Biron mit der größten Ungeduld.

So bald dieser Herr angelangt seyn wird, will man ihm Vorschläge thun, die er sich gewiß während seiner Verbannung nicht hat einfallen lassen. Denn wenn der Kaiser seinen Oheim, den Prinzen George Ludwig, zum Herzoge von Curland machen will, so kann er diese Absicht unmöglich anders erreichen, als wenn er den Herzog Biron in alle seine Rechte wieder einsetzt. Dieses wird aber nimmermehr geschehn, als unter der Bedingung, daß er sich anheischig macht, so bald er in den Besitz des Herzogthums gesetzt ist, Curland für sich und seine Descendenten an den Prinzen George Ludwig, und dessen Familie, abzutreten.

Um nun den Herzog Biron dieses Verlustes wegen wieder schadlos zu stellen, ist man willens, ihm eine andre Versorgung, die seinem Range gemäß ist, zu verschaffen. Die freyen Standesherrschaften Wartenberg und Militsch sollen zu Fürstenthümern erhoben, und der Herzog in den Besitz aller der Ländereyen, die er vor seiner Ungnade hatte, wieder eingesetzt werden.

Dieser Anschlag wird freylich viel Aufsehen machen, und man kann kaum hoffen, daß er dem Herzoge Biron angenehm seyn werde, ob er gleich durch diese Anstalten seiner bisherigen Gefangenschaft entlediget wird, und Gelegenheit bekömmt, wiederum einmal in der Welt zu erscheinen.

Indessen ist man gegenwärtig beschäfftiget, den curländischen Adel zur freywilligen Aufnahme des Prinzen George Ludwig vorzubereiten; und der Kaiser hat seinem Lieblinge, dem General-Adjutanten Gudowitsch Befehl ertheilet, nach Curland zu reisen, und den Ständen des Herzogthums seine Absichten feyerlich zu eröffnen.

Uebrigens ist der Monarch, wie es scheint, fest entschlossen, diesen Anschlag ins Werk zu richten, und die Erklärungen, die er dem polnischen Hofe so wohl, als dem curländischen Adel thun will, werden eben so nachdrücklich, als höflich lauten.

St. Petersburg,
den $\frac{6}{17}$ April, 1762.

Funfzehntes Schreiben.

Sie verlangen, mein Herr, daß ich Sie von der Ursache unterrichten soll, warum man bis diese Stunde noch keine vollständige und zuverläßige Geschichte von Rußland hat? Hierauf kann ich Ihnen weiter nichts antworten, als daß man bis diese Stunde noch keine hat haben wollen.

Ueberhaupt müssen Sie sich das merken, daß es kein Land giebt, wo es schwerer hielte, die vollständige und wahrhafte Geschichte des

Rei-

Reiches, und der grossen Veränderungen, die dasselbe erfahren hat, zu beschreiben, als hier in Rußland. Die Hülfsmittel, welche zu einem Werke von solcher Wichtigkeit unumgänglich erfodert werden, sind so selten, und der Zutritt zu den Archiven dieses weitläuftigen Reiches hält so schwer, daß ein Geschichtschreiber, der diese Arbeit übernehmen wollte, dazu ausdrücklich und besonders bevollmächtiget seyn müßte, wenn er fortkommen sollte.

Ich kenne nicht mehr als einen einzigen Mann, der zu einem solchen Werke tüchtig ist. Dieß ist Herr **Müller**, Professor und beständiger Secretair der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften; ein Mann der sich fast sein ganzes Leben hindurch mit der rußischen Geschichte beschäfftiget hat. Dieser berühmte Gelehrte hat in alle die vornehmsten Provinzen des Reiches langwierige Reisen gethan; und er war bevollmächtiget, sich alles dessen, was er zu dieser Absicht dienlich, und seiner Aufmerksamkeit werth fände, zu bemächtigen. Er versteht die Landessprache, und hatte sich zu den Sprachen, die er nicht verstand, mit Dollmetschern versehen. Er kannte die Quellen, wo man den nöthigen Unterricht schöpfen müßte. Aber was haben alle seine Nachtwachen und Bemühungen genützt? Dieser wackre und unermüdete Gelehrte hat ein vortreffliches Werk niedergeschrieben; aber er darf es nicht herausgeben. Die Nation liebt den Panegyrikus, aber nicht die Wahrheit. Er hat verschiedne Bände unter

dem

dem Titel: Beyträge zur Geschichte von Rußland, drucken lassen; allein so gut und so nützlich dieses Buch auch ist, so wenig möchte ich doch gut dafür sagen, daß er selbst damit sonderlich zufrieden wäre. Er ist vollkommen überzeugt, daß es weiter nichts als unvollkommene Fragmenten sind; und er weis noch wohl, daß er oft die wesentlichsten Umstände hat weglassen müssen. Wenn man ihm erlaubt hätte, den Pflichten eines aufrichtigen Geschichtschreibers Genüge zu leisten; so würde er unstreitig eine vollständige, und seines Ruhmes würdige Geschichte geliefert haben: So lange sich aber der Senat zu Petersburg herausnehmen will, die Schriften des Herrn Müller zum Theil durchzustreichen und nach Belieben zu corrigiren; so lange werden wir auch nimmermehr eine getreue Geschichte von Rußland bekommen.

Vor etlichen Jahren wünschte man, eine Geschichte von dem Leben Peters des Grossen zu haben. Man trug es dem Herrn von Voltaire auf, und versprach ihm, daß man ihn mit allen erforderlichen Nachrichten versehn wolle. Er hat sie erhalten, aber verstümmelt und unvollständig. Die merkwürdigsten, und bis itzo noch unbekannten Umstände sind unterdrücket worden, weil man hierzu seine Ursachen zu haben glaubte. Ein Theil von dieser Geschichte ist schon heraus (*). Die Schreibart ist schön; denn

(*) Im gegenwärtigen Jahre ist auch schon der zweyte Theil dieses Werkes ans Licht getreten. A. d. U.

denn es ist ein eigenthümlicher Vorzug des Herrn von Voltaire, vortrefflich zu schreiben. Es wird aber Niemand das Herz haben, zu behaupten, daß dieß eine zuverläßige und vollständige Geschichte sey. Hätte man diesem berühmten Schriftsteller vollends die Freyheit gelassen, sie nach seinem Gefallen abzuhandeln, so würden wir ein noch viel schmeichelhafteres Werk bekommen haben, als sein Roman ist, dem er den Titel einer Geschichte Carls des Zwölften, Königs von Schweden, gegeben hat.

Aber mich dünkt, eine gewisse Ursache, die so wohl Ihnen, mein Herr, als auch mir verborgen ist, hält die Grossen in Rußland zurück, die Wahrheit entdecken zu lassen. Es ist freylich wahr, diese Nation machte noch ungefähr vor einem halben Jahrhunderte eine so schlechte Figur, daß es fast unglaublich schien, daß Europa noch solche barbarische Völker in sich enthielte. Allein was für Grund hat man denn noch heut zu Tage, darüber zu erröthen? Ist dieß nicht vielmehr eine Ehre für die Nation, daß sie es binnen funfzig Jahren weiter gebracht hat, als viele andre kaum in etlichen Jahrhunderten? Ich gebe zwar zu, daß sie dieses den Ausländern zu danken haben; aber kann man irgend ein Volk nennen, das ohne diese Hülfe sich mit gutem Fortgange gebildet hätte? Die größten Monarchien haben oftmals einen ganz dunkeln Anfang gehabt, und sich nur nach und nach zu der höchsten Staffel des Ruhms und der Macht aufgeschwungen.

Es ist freylich etwas Anstößiges, wenn man sich erinnert, daß Peter der Erste die Vergehungen der größten Männer an seinem Hofe mit Stockschlägen bestrafte; und daß in den damaligen Zeiten ein geschickter Baumeister in Gefahr stand, zu Moscau als ein Hexenmeister verbrannt zu werden, weil er auf seiner Stube berechnen konnte, wie viel Ziegel man zu dem Dache eines grossen Hauses gebraucht hätte, das seiner Wohnung gegen über stand. Dieß sind Geschichten, welche eher in das siebente Jahrhundert, als in unser gegenwärtiges zu gehören scheinen. Was schadet es aber, daß die Väter Prügel bekommen haben, wenn die Kinder nur klüger geworden sind? Dem Himmel sey es gedankt, die Prügel haben solche gute Wirkungen gethan, daß der hiesige Hof nunmehr keinem andern europäischen Hofe an Artigkeit und Pracht etwas nachgiebt. Man wird in den Geschichten einer ieglichen Nation Züge finden, die ihr keine Ehre machen; aber ist dieß wohl ein hinlänglicher Grund, die Wahrheit zu verbergen?

Die rußische Nation hat keine Ursache, zu besorgen, daß sie wegen der Mängel ihrer Vorfahren werde verachtet werden. Je mehr sie sich bestrebt, ihre wahre Gestalt zu verbergen, desto mehr Ursache giebt sie andern, nachtheilich von ihr zu denken. Ich bin u. s. w.

St. Petersburg,

den $\frac{2}{20}$ April, 1762.

Bayerische Staatsbibliothek

Sechzehntes Schreiben.

Der Kaiser hat seine Reise nach Deutschland bereits festgesetzt. Wir machten uns Hoffnung, daß er sich erst zu Moscau würde krönen lassen, ehe er dieselbe anträte. Einige seiner Minister haben sich auch die Freyheit genommen, ihm dieserwegen die ernstlichsten Vorstellungen zu thun; aber er hat es nicht geachtet.

Sie, mein Herr, werden Sich hoffentlich nicht einbilden, daß hauptsächlich die Begierde, den König von Preussen zu sehn, unsern Monarchen angetrieben habe, die Ausführung seines Anschlages so sehr zu beschleunigen; es ist ziemlich bekannt, daß er dem Könige von Dänemark in die Haare will; und diese Macht steckt sich auch nicht ohne Ursache in solche Unkosten, oder macht umsonst solche Zurüstungen.

Die Streitigkeiten zwischen den Königen von Dänemark und den Herzogen von Holstein sind schon so oft, und in ganz Europa so bekannt, daß ich gar nicht nöthig habe, Ihnen erst eine umständliche Nachricht davon zu geben. Wollen Sie aber besondre Umstände davon wissen, so dürfen Sie nur die Schrift lesen, die den Titel führt: Kurzgefaßte Geschichte der Streitigkeiten der Herzoge von Holstein Gottorf mit der Krone Dänemark; sie ist erst im gegenwärtigen Jahre zu Frankfurt und Leipzig herausgekommen.

Es werden wohl wenige das Herz haben, den Kaiser zu tadeln, daß er auf Rache bedacht, und den Gewaltthätigkeiten, welche die Dänen seit langen Zeiten gegen das Haus Holstein verübet haben, ein Ende zu machen willens ist. Niemand wird es als böse und ungerecht finden, wenn er sich in den rechtmäßigen Besitz der Länder, die man seinen Vätern entrissen, und ihnen wieder einzuräumen, so lange verweigert hat, durch die Waffen zu setzen sucht. Er thut auch damit weiter nichts, als daß er sich des Natur- und Völker-Rechtes bedient, und dem Beyspiele des grossen Fürsten folgt, den er sich zum Muster der Nachahmung vorgesetzt hat.

Voritzo aber ist die Frage, ob es auch der Klugheit gemäß sey, daß der Kaiser einen kleinen Theil von Holstein so sehr zu Herzen nimmt, ehe er sich noch des rußischen Thrones recht versichert hat; und ob es wohl der Mühe werth sey, eines der größten Reiche in der Welt um einer kleinen Provinz willen aufs Spiel zu setzen? Es ist ein Unglück, daß dieser Prinz den klugen Rathschlägen seiner getreusten und aufgeklärtesten Minister gar kein Gehör geben will; und, da er nicht zu überzeugen ist, daß es Menschen giebt, die keine solchen großmüthigen Gesinnungen heegen, als Er, daß er allemal Ausnahmen von der gemeinen Regel macht, die uns lehrt, daß man Feinden, mit denen man sich ausgesöhnet hat, niemals trauen müsse. Aus diesem Gesichtspunete aber sollte er

billig seine Nation, und so gar seine Gemahlinn selbst betrachten. Es ist freylich wohl wahr, er hat sich der Treue aller seiner Unterthanen dadurch zu versichern gesucht, daß er sie mit Wohlthaten überhäufet; aber kennt der Sklave wohl die Empfindungen der Dankbarkeit? Und kann man wohl tugendhaft seyn, wenn man ein niederträchtiges Herz hat? Sein Großvater, dessen Autorität und Gewalt viel besser befestiget war, als die seinige, hat es mehr als einmal erfahren. Kaum hatte er sich von den Gränzen des Reiches entfernet, so verschworen sich seine undankbaren Unterthanen wider ihn, und sponnen die abscheulichsten Verrätheryen an; und wer weis, wie es ihm gegangen seyn würde, wenn er sie nicht, ehe sie Zeit hatten, ihr Verbrechen auszuführen, überraschet, und seinen Thron mit dem Blute der Aufrührer befestiget hätte?

Peter der Dritte hat noch nicht einmal die Huldigung von allen seinen Unterthanen eingenommen; er ist noch nicht gekrönt; die Nation hat kaum angefangen, die Süßigkeiten des Friedens zu schmecken; er hat noch nicht einmal seine Staaten gesehen, und eilt doch schon, sich aus denselben zu entfernen, und aufs neue das Blut zu vergiessen, das ihm so kostbar seyn sollte. Der gute Prinz hat sehr Unrecht, wenn er glaubt, er müsse dem Beyspiele des Königs von Preussen folgen, der seine Regierung mit einem ähnlichen Kriege anfieng. Dieser grosse Fürst war, selbst mitten unter seinen ungetreu-

sten Unterthanen, (wofern er dergleichen iemals gehabt hat,) viel sichrer, als ein rußischer Kaiser kaum mitten unter seinen liebsten Hofbedienten ist. Mir ist leid vor einem schlechten Ausgange; und ich möchte den Kaiser lieber auf seiner Reise begleiten, als wegen seiner Sicherheit hier in Angst seyn. Ich bin u. s. w.

St. Petersburg,
den $\frac{2}{13}$ May, 1762.

Siebzehntes Schreiben.

Die ganze rußische Armee hat bisher nur eine einzige Uniform gehabt, und die Regimenter haben noch niemals den Namen ihrer Befehlshaber geführt, sondern sie sind nach den Provinzen benannt worden, wo man sie angeworben hatte. Hierinnen hat der Kaiser eine Aenderung getroffen; es haben nunmehr alle Regimenter besondre und sehr wohl gewählte Uniformen bekommen, und werden künftig den Namen ihrer Obristen führen.

Seit Peters des Dritten Gelangung zum Throne sind sich die rußischen Truppen gar nicht mehr ähnlich (*). Der Soldat fängt

(*) Es ist bekannt, daß die rußische Armee insgesammt grün gekleidet geht, bloß die Leibwache zu Pferde, und einige andre Regimenter Reuterey ausge

fängt schon an, sich einen rühmlichen Begriff von seinem Stande zu machen, und rechnet es sich zur Ehre, daß er bestimmt ist, sein Leben für das gemeine Beste zu wagen; wiewohl die Leibwachen noch keinen Geschmack an dieser Maxime finden wollen. Diese Mannschaft, welche ordentlicher Weise aus zehntausend Mann auserlesener Leute besteht, hat schon seit langer Zeit das Vorurtheil gehabt, sie sey bloß zur Parade, und zur persönlichen Leibwache des regierenden Herrn bestimmet. Diese Leute glauben ganz und gar nicht verpflichtet zu seyn, einen Tropfen Blutes für das Vaterland, und die Ehre des Monarchen zu vergiessen. Zu der Sicherheit der kaiserlichen Familie meynen sie sehr nothwendig zu seyn; und dabey lassen sie sich dünken, es komme bloß auf sie an, den Thron zu erhalten, oder ihn über den Haufen zu werfen.

Die Kaiserinn Elisabeth hat sehr viel Schuld daran, daß sich die Leibwache eine solche hohe Vorstellung von ihrer Wichtigkeit macht. Weil sich diese Prinzeßinn mit Hülfe derselben auf den Thron geschwungen hatte, und dieser Mannschaft während ihrer Regierung allerhand Vor-

ausgenommen; so wie es hingegen grundfalsch ist, daß der Kaiser das Preußische Blau eingeführt hätte. Er hat weiter nichts gethan, als daß er das Unterfutter und die Aufschläge geändert, und ein jegliches Regiment dadurch von dem andern unterschieden. Man sehe die Merkw. Lebensg. S. 22. u. 23. A. d. H.

Vorzüge gestattete, so hat sie sich endlich in den Kopf gesetzt, daß sie diese Vorzüge verdiente.

Hieraus werden Sie leicht begreifen können, daß diese Leute bisher ein sehr müßiges Leben geführt haben, indem man sie niemals weiter gebraucht hat, als die Wache im kaiserlichen Palaste zu thun; welches für ein Corps von zehn tausend Mann ein sehr bequemer Dienst ist. Sie machten sich auch diesen ruhigen Dienst so trefflich zu Nutze, daß der Officier, der die Wache hatte, oftmals ruhiger schlief, als die Kaiserinn selbst.

Peter der Dritte, der zum Unglücke für diese Müßiggänger ein dem ihrigen ganz entgegen gesetztes Vorurtheil hat, meynt dagegen, eine Leibwache müsse aus den auserlesensten von allen treuen und tapfern Unterthanen bestehn, auf die sich ein Fürst mehr verlassen könne, als auf alle seine übrigen Truppen. Um ihnen nun dieses recht begreiflich zu machen, läßt er sie alle Tage exerciren; die Officiers selbst sind hiervon nicht ausgenommen, weil der Kaiser glaubt, wie alle kluge Fürsten thun, daß die gemeinen Soldaten, wenn sie nicht mit Vernunft angeführt werden, einem Körper gleich sind, dessen Glieder niemals regelmäßig handeln, so lange der Kopf nichts taugt. Man hat angemerkt, daß es bey der Tapferkeit der rußischen Truppen fast allemal auf den Muth ihrer Officiers ankömmt. Die Nation ist zum gehorchen geboren, und die allgemeine Dummheit, die unter den gemeinen Soldaten herrscht,

 macht,

macht, daß sie gar keinen Begriff von der Gefahr haben; sie sind lauter Maschinen, die eher nichts thun, als bis sie in Bewegung gesetzt werden; sind sie aber einmal angebracht, so thun sie allemal ihre Schuldigkeit, so lange die Officiers sie nur aufmuntern und in Ordnung erhalten: Da sich hingegen bey andern Armeen der gemeine Soldat oftmals selbst für geschickter hält, als die, so ihn anführen; weil es unter ihnen hin und wieder Leute von Verstande und Erfahrung giebt. Er murrt zuweilen darüber, daß er gehorchen soll; und wenn er seine Schuldigkeit thut, so geschieht es oftmals nicht so wohl aus Unterwerfung, als weil er nach Ehre strebt. Nimmt man ihm auch seinen Anführer, so weis er immer noch seine Maaßregeln selbst zu nehmen; der Russe hingegen wird in solchem Falle ganz gewiß die Flucht ergreifen, oder sich todtschlagen lassen, wie ein Hund.

Aus diesem Grunde ist des Kaisers Wille, daß die Officiers von der Leibwache die Ehre, die mit ihrem Stande verknüpfet ist, nicht als Müßiggänger geniessen, sondern sich des Kriegshandwerkes befleißigen, und die Stellen, die sie erlanget haben, zu verdienen suchen sollen; er hat so gar einem Theile von dieser Leibwache den Befehl gegeben, ihn auf seiner Reise zu begleiten. Diese Neuerungen wollen ihnen gar nicht anstehn, und man besorgt so gar, daß sie sich vielleicht auf eine für die Ruhe des Staats höchst nachtheiliche Art davon zu befreyen suchen möchten.

Zu

Zu der Zeit, da der General Münnich die rußische Armee wider die Türken commandirte, befanden sich einige Bataillons von der Leibwache unter seinem Heere. Er stellte sie bey Otschakow in Schlachtordnung. Die Leibwache weigerte sich, den Angriff zu thun, unter dem Vorwande, sie sey nicht zum Fechten bestimmet, sondern den Palast der Kaiserinn zu bewahren. Münnich wollte sich aber mit diesen Einwendungen nicht abweisen lassen; er hatte sich von der Tapferkeit dieser Truppen alles versprochen, und war der Meynung, es könnten dieselben ihrer Beherrscherinn keine wichtigere Dienste leisten, als wenn sie wider die Feinde des Reichs föchten. Die Leibwache aber, welche an dergleichen Maximen keinen Geschmack hatte, blieb hartnäckig, und leistete nicht eher Gehorsam, als bis Münnich die Canonen auf sie hatte richten lassen. Weil ihr diese Sprache ernstlich und überzeugend vorkam, so that sie den Angriff, und die Türken wurden geschlagen. Ich bin u. s. w.

St. Petersburg,
den $\frac{5}{16}$ May, 1762.

Achtzehntes Schreiben.

Der Friedensschluß zwischen unserm und dem berliner Hofe ist hier mit einer ausserordentlichen Pracht gefeyert worden. Eine um-

ständliche Erzählung davon brauche ich Ihnen wohl nicht zu machen; Sie werden dieselbe in den Zeitungen zu lesen bekommen. Man ist hier in dergleichen Fällen verschwenderischer, als an irgend einem andern Hofe; und wenn man einmal ein Fest prächtig und glänzend machen will, so läßt man es an nichts fehlen. Der Kaiser ist entschlossen, eine Zeitlang nach Oranienbaum zu gehn, um dem Prinzen George Ludwig das Commando über die holsteinischen Truppen auf eine feyerliche Art zu übergeben. Alle Grossen von der Hofstatt, und alle ausländischen Minister werden in seinem Gefolge seyn.

Die Kaiserinn wird nach Peterhof gehn, wo die verstorbne Elisabeth immer die schöne Jahreszeit zuzubringen pflegte. Dieß ist eines der schönsten Lustschlösser, am Ufer der Ostsee, an dem Wege nach Oranienbaum, drey Meilen von Petersburg gelegen.

Ich kann es vorhersehen, daß Sie, mein Herr, Sich wundern werden, warum diese Prinzeßinn den Kaiser nicht nach Oranienbaum begleitet, wo sie sich doch bisher alle Sommer eine Zeitlang aufzuhalten gewohnt gewesen; zumal da sie vom Anfange her eine besondre Liebe zu diesem Lustschlosse bezeiget hat; aber Ihre Verwunderung über dieses Verfahren wird so gleich aufhören, wenn ich Ihnen sage, daß das Mißverständniß zwischen diesen beiden hohen Personen gegenwärtig viel grösser ist, als es iemals gewesen. Der Kaiser hat seiner Gemahlinn

seit

seit einiger Zeit so unanständig begegnet, daß sich alle Welt daran ärgert. Er treibt sein Mißvergnügen, oder vielmehr seine Schwäche so weit, daß er dem Gärtner untersagt, der Kaiserinn Früchte zu geben; weil er weis, daß sie dieselben heftig liebt. Er argwohnt gewisse gefährliche Anschläge bey dieser Prinzeßinn. Man weis bis diese Stunde die Ursachen zu diesem Mißtrauen noch nicht, und wir können gar nicht darhinter kommen. Die Zukunft muß uns diese Geheimnisse näher entdecken.

Alles ist hier in Bewegung; diejenigen, welche ernannt sind, den Kaiser auf seiner Reise zu begleiten, lassen ihr Reisegeräthe zu rechte machen. Dessen unerachtet, mein Herr, versichre ich Sie, daß es nicht allein alle Ausländer, sondern auch selbst der größte Theil der Nation lieber sehn würden, wenn der Kaiser erst nach Moscau gienge, und sich krönen liesse. Dadurch würde er uns von einer gewissen Furcht befreyen, die wir mitten unter den unzählbaren Vergnügungen und Ergötzlichkeiten, die wir täglich geniessen, nicht aus unsern Herzen verbannen können; aber wir haben bereits alle Hoffnung aufgegeben, daß sich der Kaiser hiezu entschliessen werde.

Es ist noch gar nicht ausgemacht, ob der Congreß, der zu Berlin gehalten werden soll, den Streit zwischen dem Hofe zu Kopenhagen und den hiesigen entscheiden werde. Man kann sich nichts seltsameres vorstellen, als das Betragen, das in diesem Stücke beobachtet wird. Man

thut,

thut, als ob man gesonnen wäre, die Zwistigkeiten, die schon so lange zwischen Dänemark und Holstein obgewaltet haben, itzo beyzulegen; da man doch indessen von einer Seite vor Begierde brennt, die Gewaltthätigkeiten, die man erlitten hat, zu ahnden, und von der andern keinen Fußbreit weichen will. Des Kaisers Haß gegen das Haus Dänemark ist so tief eingewurzelt, daß er sich schon mehr als einmal öffentlich erkläret hat, er wolle sein Haupt nicht eher sanft legen, als bis er seinen Degen mit dem Blute der Feinde gefärbt hätte. Man macht alle Zurüstungen zu einem blutigen Kriege; und dennoch hat man zu gleicher Zeit von beiden Theilen Minister ernannt, die an dem Frieden dieser beiden Mächte arbeiten sollen; ja man hat so gar verschiedne andre Höfe ersucht, ihre Vermittelung zu diesem Endzwecke anzuwenden.

Was dünkt Ihnen von einem Congresse, zu welchem zween der bekanntesten Minister zusammen gekommen sind, an einem Vertrage zu arbeiten, da sie doch alle beide geheime Befehle haben, es nimmermehr zum Vertrage kommen zu lassen? Die Zeit selbst, die man zu ihrer Unterhandlung anberaumet hat, ist so kurz, daß sie nicht einmal zu den Präliminarien zureicht. Heißt dieß nicht, das Publicum auf eine so sichtliche Art hinters Licht führen wollen, daß man nur die Zeitungen zu lesen braucht, um das Geheimniß zu errathen? Und wozu soll dieses alles nützen? Ist es nicht genug,

daß

daß sich der Kaiser für berechtiget hält, die Dänen mit Kriege zu überziehn; und daß er keinen Vertrag eingehn will, wofern derselbe nicht mit dem Blute seiner Feinde besiegelt ist? Wozu hilft denn also dieser Congreß? Funfzig tausend Mann wohl exercirte Russen würden gar bald den Proceß vor der höchsten Instanz entscheiden, und ihrem Herrn Genugthuung verschaffen. Ich bin u. s. w.

St. Petersburg,
den $\frac{10}{21}$ May, 1762.

Neunzehntes Schreiben.

Darinnen haben Sie vollkommen recht, mein Herr; der Krieg, den der Kaiser mit den Dänen anfangen will, gefällt der rußischen Nation gar nicht. Der Krieg, der erst vor kurzem geendigt worden, ist für die Russen nicht gar zu vortheilhaft gewesen; sie haben darinnen weit über hundert tausend Mann, und beynah ihre ganze Flotte eingebüßt, ohne das baare Geld zu rechnen. Dieses hat ihnen die Lust benommen, dergleichen blutige Exercitien länger fortzusetzen. Es scheint so gar, als ob sie ein wenig furchtsam, und ihre Kühnheit gedemüthigt worden wäre, seit dem sie aus der Erfahrung gelernt haben, daß zwar nicht alle Könige den Kaisern von Rußland an Macht gleich

gleich kommen, aber dennoch nicht leicht zu überwinden sind. Zu Anfange des letzten Krieges spotteten sie darüber, daß man eine so zahlreiche Armee ins Feld stellte, bloß um ein Geschäffte auszurichten, das sie für sehr leicht hielten. Einige Jahre darauf fiengen sie an, sich über das Glück des Feindes zu verwundern; und indessen sahen sie sich doch am Ende genöthigt zu bekennen, daß es ein grosser König und ein furchtbarer Feind wäre, wider den sie gefochten hatten.

Vielleicht, mein Herr, werden Sie glauben, ich übertreibe die Sache, wenn ich sage, daß die Russen über hundert tausend Mann eingebüßt haben; aber es ist leicht, Ihnen dieses zu beweisen. Stellen Sie Sich vor, wenn zwanzig tausend Mann nach Deutschland geschickt werden sollen, die Armee wieder vollzählich zu machen; so müssen wenigstens erst dreyssig tausend Mann in den Provinzen angeworben werden. Der Marsch von einigen hundert Meilen allein bis nach Petersburg, die Veränderung im Clima und in der Lebensart, die Nahrungsmittel und die schlechte Begegnung, die tödtliche Furcht, die sie noch vor dem Kriege haben, wenn sie ihre väterlichen Hütten zum ersten male verlassen; alles dieses zusammen genommen, hat schon den sechsten Theil von ihnen hingerafft, ehe sie in der Hauptstadt anlangen. Denn, mein Herr, das dürfen Sie gar nicht glauben, daß der kriegrische Muth den Russen natürlich wäre; bloß der Zwang

und

und die Sklaverey nöthigen sie, tapfer zu seyn. Sie sind von Natur sehr furchtsam; und wir loben sie so gar dieses Fehlers wegen, weil er in Ansehung der Ausländer als eine Tugend zu rechnen ist. Besässen die Russen bey ihrem natürlichen Charakter noch die Dreistigkeit der Engländer und die Kühnheit der Deutschen; so würden wir keinen Augenblick des Besitzes unsrer Güter, oder nur unsers Lebens sicher seyn. Die Recruten werden hier in Petersburg exerciret, da denn noch eine grosse Anzahl unter dem Stocke, oder vor Hunger stirbt; der Transport bis zur Armee kostet nicht weniger Köpfe; mithin kommen ihrer gewiß zehn tausend um, ehe die übrigen den Feind gesehen haben. Rechnen Sie hierzu den mannichfaltigen Verlust, den die Armee täglich so wohl durch die Krankheiten, als durch die Strapazen leidet; der Menge von Getödteten nicht einmal zu erwähnen, so werden Sie alles wohl berechnet finden, daß ich die Einbusse der Russen gar nicht vergrössert habe.

Von ihrer Flotte werde ich die Ehre haben, Ihnen in meiner nächsten Zuschrift eine Nachricht zu geben. Ich bin u. s. w.

St. Petersburg,
den 25/5 May/Junius, 1762.

Zwan-

Zwanzigstes Schreiben.

Peter der Grosse ist der erste gewesen, der seine Nation den Schiffbau und die Seefahrerkunst gelehret hat. Seine Nachfolger sind in seine Fußstapfen getreten. Nunmehr bauet man hier eben so gute Schiffe, als in irgend einem andern europäischen Lande; und das Reich ist mit allen dazu erfoderlichen Materialien versehen. In einigen seiner Provinzen wachsen die schönsten Eichen; und die Flüsse, die das ganze Land benetzen und sich durch dasselbe vertheilen, sind sehr dienlich, den Transport derselben bis nach Petersburg zu befördern, wo man fast beständig an Kriegsschiffen arbeitet. Eisen und Hanf sind in solchem Ueberflusse da, daß man damit so gar einen grossen Handel mit ausländischen Nationen treibt.

Wenn die Russen bey so vielen Vortheilen zugleich gute Schiffer wären, wenn sie seit Peters des Ersten Zeiten beständig die Erlaubniß gehabt hätten, ihre eignen Producte nach fremden Ländern auszuführen, so würde ihre Seemacht itzo eben so furchtbar seyn, als die Seemacht von Frankreich oder England. Aber so hat man es bisher bloß dabey bewenden lassen, daß man eine gewisse Anzahl Kriegsschiffe gehalten, und den Ausländern für die Mühe, daß sie sich die nützlichsten Dinge bey ihnen holten, den Profit im Tausche gegen entbehrlichere Sachen, die sie ihnen zubringen, als Wein, Brandtwein, Modethorheiten u. s. w. allein hat zukommen lassen. Eben

Eben dieses ist auch die Ursache, warum die Russen bey der geringsten Expedition, die sie über See vorzunehmen haben, allemal so viel Schiffe und Leute verlieren. Ihre ganze Wissenschaft besteht in einer jämmerlichen Theorie. Ein rußischer Steuermann meynt schon sehr geschickt zu seyn, wenn er die vornehmsten Winde nennen, und allenfalls berechnen kann, wie viel Meilen das Schiff binnen einem Quart gesegelt hat (*). Uebrigens sind sie in der Schifferkunst so unwissend, daß man bey ihnen, wenn auch das Wetter noch so günstig ist, immer Gefahr läuft, Schiffbruch zu leiden.

Ein einziges Exempel wird hinreichend seyn, das, was ich behauptet habe, zu beweisen. So bald einem rußischen Schiffer der Zufall begegnet, daß sich der Wind plötzlich ändert; so kömmt er auch gleich von allen Sinnen. Er weis sich weiter nicht zu helfen, als daß er sein Schiff wendet, und wieder an eben den Ort geht, wo er hergekommen ist. Sie wissen gar nicht, was laviren heißt; und wenn sie sich ja einmal wirklich unterfangen, den widrigen Wind nützen zu wollen, so ist man vollends ohne Hülfe verloren. In Wahrheit, dieß wären treffliche Schiffer, neue Welten zu suchen!

Daher kömmt es auch, daß es sie so viel Schiffe und Menschen gekostet hat, als sie sich der Festung **Colberg** in **Pommern** zu be-

(*) Die Seeleute theilen die vier und zwanzig Stunden von Tag und Nacht in sechs Quarte, jegliches von vier Stunden.

bemeistern suchten. Ich bin von vielen holländischen und deutschen Schiffern versichert worden, daß man auf den Küsten von Memel, Pillau, Reval, Danzig, Königsberg und Pommern eine ganze Flotte rußischer Schiffe sehn könnte, die daselbst Schiffbruch gelitten haben, und lauter Denkmaale von der vorsätzlichen Unwissenheit der Russen ablegten. Wenn Sie nun erwägen wollen, daß die Russen drey ganze Jahre lang auf der Ostsee herum gekreuzt, und wir diese ganze Zeit über fast lauter Stürme gehabt haben; so werden Sie ohne Schwierigkeit begreifen, daß sich ihre Flotte voritzt in einem sehr jämmerlichen Zustande befinden müsse. Eben darauf gründete man hauptsächlich die Vorstellungen, die man dem Kaiser gethan hat, ihn zu bewegen, daß er den Krieg wider die Dänen bis aufs Frühjahr versparen möchte. Man hat ihm sehr weislich gerathen, seine Reise bis zu dieser Jahreszeit aufzuschieben, und Befehl zu ertheilen, daß ein hinlängliches Corps von seinen Truppen, die itzo noch in Deutschland stehen, sich dem Herzogthume Holstein nähern, und die Dänen den Winter über zu beunruhigen anfangen sollte. Dadurch würde er Zeit gewinnen, seine Seemacht wieder herzustellen; er könnte sich währender Zeit krönen lassen, um hernach seine Feinde mit desto grösserm Nachdruck anzugreifen; aber nichts ist vermögend, dem Kaiser diese Reise auszureden, und es scheint fast, als fiengen die Russen selbst an, ihn in diesem

Vor-

Vorhaben zu bestärken. Was dünkt Sie, mein Herr; sollte man hierbey nicht einige Ursache haben, Böses zu argwohnen, und gewisse Intriguen zu vermuthen? In einem Lande, wie dieses ist, kann man nicht mißtrauisch genug seyn. Ich bin u. s. w.

St. Petersburg,
den $\frac{10}{21}$ Junius 1762.

****

Ein und zwanzigstes Schreiben.

Glauben Sie denn, mein werthester Freund, daß ich bloß in Rußland sey, Ihre Neugier zu befriedigen, und auf alle die Fragen zu antworten, die Ihnen einfallen, sie an mich zu thun? Bald wollen Sie, daß ich die Geheimnisse des Cabinets ausforschen, und mir einen gefährlichen Weg durch die Nebel bahnen soll, welche der Staatslist der Grossen zur Decke vor den Augen des Publici dienen; bald muß ich mich auf Ihren Befehl mitten unter das gemeine Volk mischen, um den Charakter desselben kennen zu lernen, und Dinge zu entdecken, die in den Palästen unbekannt sind. Heute schicken Sie mich in die Kirchen, wo man mich mit dem Titel eines Heiden beehrt; und morgen setzen Sie mich in die Nothwendigkeit, meine Augen durch unzüchtige Gegenstände zu ärgern, und wohl gar auf den Ein-

fall zu kommen, daß die alte griechische Kirche noch Götzendiener in ihrem Schoosse ernähre. Wenn ich mich so immerfort nur mit Ihnen beschäfftige, so bin ich ja für mich selbst nichts mehr; und Sie lassen mir kaum so viel Zeit, daß ich in der Gesellschaft meiner guten Freunde wieder Odem schöpfen kann. Seyn Sie doch, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, hübsch billig, und setzen Sie Ihren Freund nicht in Gefahr, seine Gefälligkeit vielleicht mit der Zeit zu bereuen.

Ist es Ihnen noch nicht genug, daß ich schon alle Stände durchgegangen bin, und wollen Sie mich denn schlechterdings auch bey dem rußischen Frauenzimmer einführen? Dieß ist eine kleine Bosheit von Ihnen. Könnten Sie mich nur mit Ihrer Unempfindlichkeit bewaffnen, daß ich etwas hätte, womit ich mich gegen die verführerischen Reizungen dieser Moscowiterinnen zu schützen wüßte; ihre Figur ist zu liebenswürdig, als daß sie Gleichgültigkeit einflössen sollte. Ja, mein Herr, man muß eben so kaltes Geblüt haben, als Sie, wenn ihre Gegenwart gar keine Regung erwecken soll. Ich habe auch schon etwas empfunden; aber Sie können mir auf mein Wort glauben, es war nicht allemal Liebe.

Jedoch ich komme wieder zu Ihrem Briefe. Er enthält so viel unterschiedliche Fragen, daß ich ein ganz seltsames Ragout zusammen kochen würde, wenn ich sie alle in einer einzigen Antwort verbinden sollte. Die Grundsätze der

Religion, und die Lustbarkeiten bey einer Hochzeit; die Cärimonien der Kirche, und die Kunstgriffe eines Mädchens, die sich in ihren Liebeshändeln gewisse Bedenklichkeiten macht; wie soll man alle diese Ideen mit einander vereinbaren, ohne die Ordnung der Dinge zu stören, und der Vernunft anstößig zu werden? Aber kurz, Sie wollen es nicht besser haben; und dieß ist zu meiner Entschuldigung hinlänglich.

Die griechische Religion hat in ihren Grundsätzen mehr Aehnlichkeit mit der unsrigen, als mit der römisch-katholischen; in ihren Cärimonien hingegen kömmt sie dieser viel näher, als jener. Einer der vornehmsten Lehrsätze, worinnen sie sich von allen beiden entfernt, ist der, daß die Russen dem heiligen Geiste nicht eben die Eigenschaften beylegen, die wir ihm zuschreiben; dieß ist, daß sie sein Ausgehn nur vom Vater allein und nicht vom Sohne, annehmen. Sie werden dieses noch weitläuftiger in dem griechischen Katechismus ausgeführt finden, den ich Ihnen zu schicken die Ehre habe. Zugleich werden Sie auch sehn, daß die Lehrsätze dieser Religion gar nicht so unvernünftig und fabelhaft sind, als man sich in andern Ländern einbildet; wo das unwissende Publicum bloß nach dem urtheilt, was das gemeine Gerücht fälschlich ausgesprengt hat. Was aber die Cärimonien anbelangt, so haben sie deren fast eben so viel, als die Römisch-Katholischen, wiewohl sie der Art nach gar sehr anders sind. Das heilige Abendmahl wird unter zweyerley Gestalt

ausgetheilt, und so gar den Kindern gereicht. Dieses desto bequemer zu machen, giebt man ihnen mit einem Löffel eingesegneten Wein und Brod zugleich und auf einmal.

Sie ehren die Heiligen, und bezeigen viel Achtung gegen ihre Bildnisse. Jeglicher Russe hat seinen Schutzheiligen; und dieß ist gemeiniglich derjenige, dessen Name an dem Tage, da er auf die Welt gekommen, in dem Calender gestanden hat. Man giebt ihm auch fast immer den Namen dieses Heiligen, und die Gevattern, die der Taufe beywohnen, beschenken den Täufling mit einem Kreuze von Golde oder anderm Metalle, nach eines ieglichen Stande und Vermögen, welches er an einem Bande, oder an einer goldnen Kette hängend, Zeitlebens an der Brust tragen muß. Wenn man des Morgens Leute auf dem Pflaster findet, die in der Nacht umgebracht worden, (welches sich ziemlich oft zuträgt,) und man wird gewahr, daß ihnen dieses Merkmaal der Taufe fehlt, so gestattet man ihnen sehr selten ein ehrliches Begräbniß, der Mann müßte denn aus andern Umständen als ein wirklicher Russe erkannt werden. In allen Häusern findet man eine grosse Menge Bilder von Heiligen; denn ausser dem, der der Patron des Hauses ist, hat ein ieglicher Bewohner desselben den seinigen in seiner Wohnung aufgehangen, welchem er unfehlbar iedesmahl seine erste Verbeugung macht. Wenn daher ein Russe in ein Haus kömmt, gesetzt auch, daß es bey dem größten Herrn

wäre,

wäre, so sucht er mit seinen Augen zuerst das Bild des Heiligen, welches er dem Eingange gegen über in einem Winkel anzutreffen versichert ist; und ehe er die Gesellschaft grüßt, bückt er sich aufs tiefste vor diesem Bilde, und macht das Zeichen des Kreuzes. Der ärmste Bauer würde es eben so machen, so gar im Beyseyn des Kaisers, wenn er iemals die Erlaubniß hätte, desselben Zimmer zu betreten. Ueberall, man mag kommen, wohin man will, in den Collegien, in den Kramläden, auf den Schreibestuben der Kaufleute, auf der Börse, in den Magazinen, auf den Schiffen, so gar über den Thüren solcher Oerter, die Sie vielleicht unheilig nennen würden, findet man Heilige von allerley Arten.

Indessen scheint es, daß die ungeheure Menge Bilder von Heiligen die Ursache sey, warum sich die Russen über die Gegenwart derselben so wenig Kummer machen. Wenn sie ihnen itzo ihre Ehrerbietung bewiesen haben, so lassen sie sie den Augenblick Zeugen der allerärgerlichsten Handlungen seyn. Bloß die Weibspersonen, welche überhaupt in Dingen, die die Religion betreffen, immer noch etwas gewissenhafter sind, als die Mannspersonen, machen sich einige Bedenklichkeit, sich gewisse Dinge im Beyseyn ihres Schutzheiligen herauszunehmen. Jedoch haben sie ein sehr sinnreiches Mittel erdacht, den beschwerlichen Blicken dieser strengen Richter zu entgehn. Sie decken ihnen das Gesicht mit einem Schnupftuche oder anderm

Stücke Leinewand zu, und setzen sich dadurch vor ihren Beobachtungen in Sicherheit. Wenn Sie, mein Herr, mit einem artigen Mädchen allein sind, und sie hat Lust, Ihnen solche Reden zu verstatten, wie sie die Umstände in solchem Falle gemeiniglich mit sich bringen; so wird sie doch ihr ernsthaftes Wesen nicht eher verlassen, als bis sie diese Vorsicht gebraucht hat; Und Sie können Sich gar nicht irren, wenn Sie glauben, daß ein Zimmer, wo kein Heiliger zu sehen ist, schon dazu bestimmet sey, daß man daselbst ohne Zwang die Sprache des Herzens in thätigern Ausdrücken reden dürfe, als die sind, die man vermittelst des Werkzeuges der Stimme erklärt. Da sehen wirs, ich habe mich schon verirret, indem ich die tändelhaften Spiele der Liebe mitten unter die ernsthaftesten Sachen mische!

Etwas sehr Lustiges, das ich angemerkt habe, ist, daß man mit diesen Bildern einen Handel treibt; aber an statt, daß man sie, wie andre Dinge, auf den Strassen ausrufte, geht man ernsthaft und still in die Häuser, zeigt sie den Leuten und sagt, man wolle sie nicht verkaufen, sondern um ein gewisses Geld versetzen. Sie begehren so gar, daß man ihnen dafür geben soll, was sie fodern; indessen habe ich doch nicht gesehen, daß der Kaufmann, dem ich das Bild des Heiligen Dmitri Rostowsky abkaufte, böse geworden wäre, weil ich ihm nur funfzehn Kopeiken dafür gab, ob er gleich funfzig gefodert hatte.

Seit

Seit einiger Zeit hat man bemerket, daß die Heiligen zufälliger Weise viel Unglück veranlasset haben. Die Hausbedienten, und unter andern die Lakeyen haben gemeiniglich Schlafkammern von zusammen gefugtem Holze, mit Moosse oder Hanfe ausgedichtet, welches lauter leicht brennende Sachen sind, so daß es wie bey einer Flinte nur einen schwachen Funken braucht, den ganzen Plunder in Flammen zu setzen. Dabey haben sie die Gewohnheit, an den Festtagen ihrem Schutzheiligen zu Ehren kleine Wachskerzen anzuzünden, und weil sie keine Wandleuchter haben, so kleben sie dieselben an die Balken. Nun trifft es zuweilen, daß sie während dieser Illumination von ihrer Herrschaft gerufen werden, oder auch daß sie einschlafen; unterdessen ergreift das Feuer das Haus, und so verzehrt es sehr oft ganze Gassen. Aus der Ursache hat man weislich befohlen, daß die Herrschaften dergleichen gefährliche Cärimonie gar nicht mehr gestatten sollen. Daher fängt auch das gemeine Volk an, es seinen Heiligen zuweilen sehr übel zu nehmen, daß sie so wenig Aufmerksamkeit beweisen, und macht ihnen wohl Vorwürfe darüber. Eines Tages, da das Feuer das Haus von einem unsrer Nachbarn ergriffen hatte, sah ich alle Weiber aus der Nachbarschaft mit den Bildern ihrer Heiligen in den Händen herzugelaufen kommen, und dieselben gegen die Feuersbrunst halten, wobey sie ihnen die wütende Flamme zeigten und zuredeten, sie sollten doch machen, daß

das Feuer auslöschte. Indessen habe ich weiter kein Wunder gesehen, daß dieser Kunstgriff bewirket hätte, als bloß, daß diese andächtigen Weiber gezwungen wurden, wieder ihrer Wege zu gehn, um nicht sammt ihren Heiligen zu verbrennen. Hieraus sieht man, wenn Vorurtheile und Aberglauben unter dem gemeinen Volke nicht einreissen sollen, so muß man es von sinnlichen Dingen, so viel möglich, entfernen; weil es bloß nach dem Aeusserlichen urtheilt, und an dem, was seine Einbildungskraft unmittelbar rührt, allemal gar zu leicht hängen bleibt.

Der Handel mit Wachskerzen ist in diesem Reiche sehr beträchtlich. Man braucht sie bey allen Cärimonien; und es wird kein einziges Begräbniß verrichtet, da nicht ein ieder, der bey der Leichenbegleitung ist, eine Kerze bekommen sollte, welche er angezündet in der Hand tragen muß, indem er dem Sarge folgt. Ich hätte daher gewünscht, daß das Leichengepränge der Kaiserinn Elisabeth bey der Dunkelheit der Nacht vor sich gegangen wäre. Es würde das schönste Schauspiel von der Welt gewesen seyn, so viel tausend Wachskerzen zu sehn, die das prächtige Gefolge erleuchtet hätten; aber diese betrübte Cärimonie geschieht hier nicht anders, als bey hellem Tage.

An einem gewissen Tage geht das Volk, den Tod seiner Verwandten auf dem Kirchhofe, wo sie begraben sind, zu beweinen. Daselbst bleibt man gemeiniglich die ganze Nacht; und man

man hat mich versichern wollen, daß die Frauenspersonen, deren Herz von der Traurigkeit eben so wohl, als von der Freude gleich heftig gerührt wird, zuweilen recht sehr getröstet von dar zurück kommen.

Unter andern öffentlichen Cärimonien der griechischen Kirche ist keine prächtiger, und zieht die Aufmersamkeit des Ausländers mehr auf sich, als die Wasserweihe, welche gemeiniglich zweymal im Jahre vorgenommen wird; aber die am 6ten Jänner ist die feyerlichste. Alles was ich iemals von öffentlichen Festen gesehen habe, kömmt dieser ehrwürdigen Proceßion nicht bey. An dem Morgen desselbigen Tages versammelt sich die Clerisey, und alles, was Leute vom Stande sind, bey Hofe mit einer Pracht, welche die Augen verblendet. Der Winter-Palast, der bisher von der verstorbnen Kaiserinn bewohnet worden ist, liegt an einem Strome, der durch die Haupstadt fließt. Dieß ist nicht der grosse Newa-Strom, der die Stadt bewässert; denn es sind ihrer noch zween, wovon der eine Moyka, und der andre Fontanka heißt; an dem ersten von diesen beiden wird die gedachte grosse Cärimonie vorgenommen. Nun können Sie wohl begreifen, weil mitten im Winter alle Wasser gefroren sind, daß sie sich um desto besser zu dieser Absicht schicken. Neben dem Palaste, der die Aussicht auf den Strom hat, welchen man selbigen Tag den Jordan nennt, läßt man auf dem Eisse drey Pavillons bauen, welche grün

grün gemalt und vergoldet sind, wovon der eine für den Kaiser, der andre für die Kaiserinn, und der dritte für den Großfürsten ist. Der gefrorne Boden wird mit prächtigen asiatischen Tapeten beleget; und der Weg, der dahin führt, wird von dem grossen Thore des Palastes an mit Bretern gediehlt, und gleichfalls mit rothem Tuche beleget.

Gegen zehn Uhr nimmt bey Hofe in der grossen Capelle der Gottesdienst seinen Anfang, da dann der Erzbischof von Nowgorod das Amt verwaltet; und die kaiserliche Familie wohnt demselben mit vieler Andacht bey. Die Musici, welche eigentlich hierzu vom Hofe gehalten werden, singen dabey (denn Instrumental-Musik giebt es in ihren Kirchen ganz und gar nicht,) wohlklingende Lieder, und ich versichre Sie, daß ich davon ganz eingenommen gewesen bin. Da sich die rußische Sprache zur Musik sehr wohl schickt, und die Sänger die schönsten Stimmen haben, so kann man keine vollkommenere Harmonie hören. Wenn der Gottesdienst geendigt ist, so stellt sich alles in seine Ordnung zur Proceßion. Die Sänger gehen paarweise voran; und hinter ihnen kömmt die Clerisey, welche gleichfalls Paar und Paar ihrem Range nach auf einander folgt. In diesem Augenblicke war mir nicht anders, als sähe ich den ganzen Pomp der Stiftshütte, und den Hohenpriester Aaron in Begleitung seiner Leviten vor mir. Keine Vergleichung scheint mir schicklicher zu seyn, Ihnen diese ehrwürdige Proceßion recht

ge-

genau zu beschreiben. Stellen Sie Sich einmal vor, Sie sähen Greise mit langen, weissen und verehrungswerthen Bärten, in die reichesten Stoffe gekleidet, und so geschmückt, wie man uns die Priester des salomonischen Tempels abmalt, mit den Bischofshüten auf dem Kopfe, und dem Hirtenstabe in der Hand. Alles ist in der äussersten Pracht; Ihre Augen werden von dem Schimmer des Goldes und der Edelgesteine geblendet, und Sie fühlen, daß sie ein gewisser heiliger Schauer befällt, welcher nichts als Hochachtung und Ehrerbietung einflößt. Sodann sieht man das kaiserliche Haus, unter Vortretung seiner Hofgeistlichen und in Begleitung der sämmtlichen Hofstatt, welche sich zusammen unter den unaufhörlichen Melodien der Sänger und Priester auf die Pavillons begeben. Hierauf fängt der Erzbischof die Cärimonie an, und schöpft in einem Loche, das man zu dem Ende in das Eiß gehauen hat, Wasser aus dem Strome; und wenn er es nun geweihet hat, so benetzt er davon mit einer Weihquaste zuerst die gekrönten Häupter, und alsdann alle diejenigen, die um ihn herum stehen. An dem Ufer des Flusses stehen auf beiden Seiten die Leibwache und die übrigen Regimenter von der Besatzung, mit ihren Fahnen und aller soldatischen Pracht in ihre Glieder gestellt, um den allgemeinen Segen zu empfangen. Die neuen Canonen und Standarten werden hierbey geweiht; und wenn die Cärimonie zu Ende ist, so erfolgt ein dreymaliges Feuern aus dem kleinen

nen Gewehre, und die Versammlung zieht in eben der Ordnung, wie sie gekommen war, wieder ab. An diesem Tage wird die sämmtliche Clerisey bey Hofe bewirthet, und das Freudenfest gemeiniglich mit einem prächtigen Balle beschlossen. Währender Zeit, daß die Wasserweihe vor sich geht, sieht man, längst des Flusses herunter, verschiedne Popen, welche die Kinder taufen, die man ihnen überreicht. Wenn die Kinder getauft sind, so taucht man sie an den Löchern, die man ins Eiß gehackt hat, dreymal ins Wasser, ohne die Schwachheit dieser armen kleinen Geschöpfe in die mindeste Betrachtung zu ziehn, welche auch den traurigen Folgen davon nur selten entgehn, indem es diesen Tag über gemeiniglich überaus kalt ist. Ja, es trägt sich manchmal wohl zu, daß dem Popen ein Kind aus den Händen glitscht und ertrinkt; aber das thut nichts, und man hat das Volk schon überredet, daß dieses Kind im Himmel eine größre Seligkeit geniessen werde, als die andern. Dieser Zufall begegnete eines Tages einem Popen, der ganz gewiß seine Messe in einer Schenke gelesen hatte; er ließ das Kind, das er taufen sollte, fallen; die Mutter fieng an zu schreyen: Aber er sagte mit einer ganz gelaßnen Miene: Nepos, davai drugoi: (Es ist nichts daran gelegen; gebet mir ein andres.)

Das Wasser, so man an diesem Tage in dem Flusse geschöpft, hat auch ausserordentliche Tugenden. Daher läuft das Volk mit sei-

seinen Krügen haufenweise darnach, sich damit zu versorgen. Ja, es giebt so gar unter den allervornehmsten Häusern kein einziges, wo man nicht etwas davon auf den Nothfall aufheben sollte. Mir kam es nicht anders vor, da ich sah, mit was für einer Raserey man sich drängte, etwas von diesem Wasser zu erhalten, als ob man den ganzen Fluß ausschöpfen wollte. Es ist mir seit dem einmal begegnet, daß ich während meines Aufenthaltes in dem Hause eines Russen von einem heftigen Leibschneiden befallen wurde; die Frau vom Hause hatte wegen der Schmerzen, die ich ausstand, Mitleiden mit mir; sie ließ einen solchen Krug bringen, und schenkte mir ein Glas von diesem geweihten Wasser ein, welches sie mir überreichte, und mich dabey versicherte, daß es mir den Augenblick helfen würde. Ich trank diese Arztney zur Gefälligkeit hinunter, und fand, daß es weiter nichts war, als gemeines Wasser. Meine Schmerzen aber nahmen dadurch nicht ab, sondern sie wurden vielmehr noch heftiger. Ich klagte darüber, und meine Wohlthäterinn antwortete mir mit einer Mine voller Verdruß: "Ihr Unglaube ist schuld, daß dieses heilsame "Wasser nicht die Wirkung gethan hat, die es "in meinem Leibe allemal unfehlbar thut." — " "Ich glaube es wohl, Madame," versetzte ich;" "und man muß vermuthlich eine Rußinn seyn, "wenn man erfahren soll, was ich die Ehre "habe von Ihnen zu vernehmen." Ihr Mann, der sich besser auf die Kräfte der Wasser verstand,

stand, ließ mir nachher ein Glas Brandtewein geben; worauf ich mich bald wieder erholte.

Ich eile, mein Herr, auf diejenige Ihrer Fragen zu kommen, welche das rußische Frauenzimmer betrifft. Ihnen einen allgemeinen Begriff davon zu geben, muß ich Ihnen vor allen Dingen sagen, daß sie größten Theils mehr schön als häßlich, von offenherzigem Ansehen, gesprächig, gefällig in ihren Manieren und sehr angenehm im Umgange sind. Gemeiniglich haben sie schwarze Haare, eine sehr weisse Haut, grosse und lebhafte Augen, eine proportionirte Gestalt, und einen Busen, der mehr verspricht, als er wirklich leistet. In ihrem Anzuge sind sie prächtig und nachläßig, indem es ihnen mehr um den Schein, als um das Wahre zu thun ist; und dabey haben sie einen geschwornen Hang zur Ueppigkeit. Ein Mann, der sich verheirathen will, ist gemeiniglich ein verlorner Mensch, wofern er nicht unerschöpfliche Mittel hat, oder keinen Weg finden kann, den Aufwand seiner Frau einzuschränken. Geitz ist keinesweges ein Laster, dessen man das Frauenzimmer in diesem Lande beschuldigen kann; sie sind beynah alle mehr zur Verschwendung geneigt: Und wenn sie sich ja zuweilen ihre Gunstbezeigungen bezahlen lassen; so thun sie es doch bloß, um auf einer andern Seite mit desto größrem Ueberflusse zu verschwenden. Ihr wichtigstes und langwierigstes Geschäffte am Nachttische, besteht in der Mühe, sich geschickt zu schminken.

Die-

Diese Beschäfftigung ist so allgemein, daß es von der Gräfinn bis zum Näthermädchen nicht eine einzige Frauensperson giebt, die es sich nicht zur unumgänglichen Pflicht machte. Selbst die Damen vom Stande unterstehen sich nicht, bey Hofe zu erscheinen, ohne auf diese Art verkappt zu seyn; und die übrigen folgen dergleichen ansehnlichen Exempeln mit Vergnügen. Einem Frauenzimmer, die keine gar zu weisse Haut hat, verdenke ich es nicht, wenn sie diesem Mangel durch Kunst abhelfen kann, und also Reizungen entlehnt, welche die Natur ihr versaget hat; aber dieses muß nur nicht die Gränzen der Natur überschreiten. Es ist uns eben so sehr erlaubt, die Natur nachzuahmen, als es uns verboten ist, sie zu verunstalten. Ihnen den richtigsten und schicklichsten Begriff von der Manier zu geben, deren sich die Frauenzimmer in diesem Stücke hier bedienen, dürfen Sie nur die Augen auf die Puppe Ihrer kleinen Nichte werfen, deren alabasternes Gesicht eben so weiß ist, als der Gips, daraus es besteht, und deren Backen mit einer so glänzenden Röthe überzogen sind, daß der nürnberger Künstler vielleicht selbst über seine Erfindung gelacht hat. Das Gesicht einer geschminkten Rußinn, und ein nürnberger Puppengesicht sind gerade einerley Ding; und wenn zwischen beiden ja noch ein Unterschied Statt findet, so besteht er darinnen, daß man die rothen Flecken hier noch sichtbarer macht. Ihr Geschmack an der Röthe bleibt sich iedoch nicht allemal gleich,

 wel-

welches eine angenehme Mannichfaltigkeit verursacht. Ich habe angemerkt, ie mehr die Frauenzimmer in die Jahre kommen, desto einförmiger werden ihre Gesichter von Tage zu Tage; dergestalt, daß ein Gesicht von vierzig Jahren gar nichts mehr sagt, weil die Schminke endlich alle Gesichtszüge verzehrt. Es würde Ihnen sauer werden, die vornehmsten Bewegungen der Muskeln zu erkennen. Wann sie lachen, so geben Ihnen bloß die Augen und der Mund dieses zu erkennen, alles Uebrige ist unbeweglich; weinen sie, so wird man es bloß an den herabrollenden Thränen gewahr. Die größte Bequemlichkeit, die aus diesem Firniß entsteht, ist die, daß dergleichen Gesichter niemals erröthen können.

Von der Einsamkeit sind die rußischen Frauenzimmer am allerwenigsten Liebhaberinnen; vielmehr sind sie im Gegentheile den Schauspielen und andern öffentlichen Lustbarkeiten überaus ergeben. Ihr Herz habe ich meistentheils groß, edel und mitleidig gefunden; sie sind barmherzig gegen die Elenden, und mehr geneigt, sich von andrer Leute Unglück rühren zu lassen, als daß sie das Glück ihres Nächsten beneiden sollten. Sie werden auch gar nicht von dem Eigensinne ihrer Männer eingeschränkt, und es deucht mich, ich finde in diesem Lande weniger Eifersucht, als man sich wohl vorstellen könnte. Da sie des ungesitteten Wesens ihrer Ehemänner gewohnt sind, so empfinden sie wenig von der Beschwerlichkeit desselben; und es wird ihnen

nen sicherlich nicht an Mitteln fehlen, sich ihres Schadens zu erholen. Aus diesen Umständen werden Sie von dem Uebrigen urtheilen. Halten Sie sie zum Liebeshandel für tüchtig, so habe ich nichts dawider einzuwenden; meynen Sie, daß sie ganz strenge seyn sollen, so schweige ich ebenfalls stille. Kurz, Sie können aus ihnen machen, was Ihnen beliebt; vielleicht werden sie Ihre Erwartung in keinem Falle betrügen.

Man hat in diesem Lande eine Gewohnheit, die mir nunmehr eben so sehr gefällt, als sie mich anfänglich in Verwunderung setzte. Wenn Sie in ein Haus treten, so kömmt Ihnen der Hausherr entgegen, stellt Ihnen seine Frau und seine Töchter vor, sie zu küssen; und man würde Sie für sehr unhöflich halten, wenn Sie es ausschlügen. Ich finde in dieser Gewohnheit etwas sehr Freundschaftliches; und mich dünkt, dieses Vertrauen in der menschlichen Gesellschaft kleidet uns hundertmal besser, als die trocknen und unschmackhaften Complimenten unsrer Deutschen. Dieses führt eine gewisse Vertraulichkeit ein, welche schlechterdings im Umgange herrschen muß, wenn man nicht haben will, daß derselbe langweilig seyn soll. Daher wird Ihnen auch eine vornehme rußische Dame niemals erlauben, ihr die Hand zu küssen, wenn sie Ihnen nicht vorher den Backen dargereicht hat. Diese Gütigkeit ist viel edler, und flößt viel mehr Ehrerbietung ein, als jene aufgeblasenen und lächerlichen Minen bey unsern

Damen, die ihre Hand zuweilen Herren von grossem Stande und Charakter mit so viel Kaltsinn und vornehmem Wesen reichen, daß man denken sollte, man küßte einer Sultaninn die Hand.

An den Tagen des Osterfestes küßt man hier öffentlich alles, was man findet und dieser Höflichkeit werth schätzt. Nachdem man die Fastenzeit über in einer strengen Enthaltsamkeit von allen Lustbarkeiten gelebt hat, so kehren die Russen am Tage der Auferstehung wieder zu ihrer gewohnten Lebensart zurück, und begrüssen einander das erste mal, daß sie sich antreffen, mit dem Friedenskusse. Zugleich beschenkt einer den andern mit einem schön gefärbten, oder gemalten Ey; und es giebt Eyer, die bis an die zwanzig Rubeln kosten. Die Liebhaber lassen die Eyer recht prächtig machen, und beschenken ihre Gebieterinnen damit. Die größte Dame im Lande darf Ihnen keinen Kuß abschlagen, wenn sie kommen, und ihr ein Ey bringen; und es hat mir sehr viel Vergnügen gemacht, da ich sah, wie sich Ihre Muhme gegen einen Russen wehrte, der so höflich war und sie mit einem Ey beschenkte; so beschmuzt ihr auch sein Bart vorkam, so half es doch nichts; sie mußte ihn küssen.

Vor einiger Zeit habe ich Gelegenheit gehabt, der Hochzeit eines Russen beyzuwohnen, der ein Bekannter von einem meiner Freunde ist. Die Scene fiel auf dem Lande vor; es war nur ein gemeiner Mann, und eben bey

sol-

solchen findet man noch am ersten die altväterischen Sitten. Mein Freund hatte ihn um die Erlaubniß ersuchet, nebst mir dabey zugegen zu seyn; und dieser ehrliche Mann, der sich unsre Gesellschaft zur Ehre schätzte, hatte es ihm von ganzem Herzen zugestanden.

Damit ich Ihnen doch ein Wort von den Präliminarien der Hochzeit sage, so müssen Sie wissen, daß sich der Russe (ich rede nur von dem gemeinen Volke) allemal gewisser Kupplerinnen bedient, welche die Botschafterinnen seiner Liebe abgeben. Das Amt solcher alten Betteln ist indessen immer sehr beschwerlich, weil sie für die Keuschheit der Braut stehn müssen, und, falls sich das Gegentheil veroffenbart, gemeiniglich einer Begegnung ausgesetzt sind, die man an Hochzeittagen gar nicht erwarten sollte. Wann die contrahirenden Parteyen auf solchem Wege über den Punct, von dem die Rede ist, einig worden sind, so fängt der Bräutigam selbst seine Besuche an, und die zu verheirathenden Personen beobachten gegen einander eine sehr eingezogene Aufführung. Ist nun der Hochzeittag angesetzt, welches fast allemal auf den Sonntag geschieht, so wird die Braut Sonnabends vorher von ihren Gespielinnen ins Bad geführt. Hierbey ist sie mit Blumen und Bändern ausgeputzt, und von einem Gefolge junger Mädchen umgeben, welche den ganzen Weg über, so weit sie zu gehn haben, Liederchen singen und tanzen. Der Liebhaber folgt ihr von fern, und badet sich auch; aber

an einem andern Orte. Folgenden Tag gehen sie mit einander in eine Kirche, wo die Trauungs-Cärimonie verrichtet wird. Sodann kehren sie mit ihren Gästen in des Bräutigams Haus zurück, wo sie mit einem Gastmahle bewirthet werden, nachdem es ihr Stand und Vermögen mit sich bringt. Diesem Gastmahle wohnt kein Mensch von der Familie der Braut bey, um sich nicht der Schande und den Beleidigungen ausgesetzt zu sehn, falls der Neuvermählte seine Braut nicht als Jungfer befinden sollte. Niemand aber fürchtet sich mehr vor diesem kritischen Augenblicke, als die alte Vettel, welche für diesen so sehr gesuchten Schatz gutgesagt hat.

Endlich setzte man sich zu Tische, und nachdem die beiden Neuvermählten einige Bissen genossen hatten, sah ich sie mit einander aufstehn, und sich in die Kammer begeben, wo das Brautbette aufgeschlagen war. Die Thüre davon ward abgeschlossen, und die Gäste blieben auf ihren Plätzen ganz ruhig sitzen. Ich verstand nicht, was dieses zu bedeuten hätte; und mein guter Freund, der davon bereits unterrichtet war, machte sich das Vergnügen, mich in dieser Ungewißheit zu lassen, damit meine Verwunderung desto grösser seyn sollte. Ich hatte beynah eine Stunde gerechnet, seit dem sich das neue Paar entfernet gehabt, als ich auf einmal in der Kammer klopfen hörte. Den Augenblick standen zween der bejahrtesten Männer und zwey alte Weiber aus der Gesellschaft auf, und

und begaben sich in die Kammer. Die alte Kupplerinn blieb zurück, und zwar in einer Stellung und mit einer Miene, daß ich Mitleiden mit ihr hatte. Hierauf kam der Bräutigam zuerst heraus, und hatte in der Hand ein Glas von der Art, wie bey uns die so genannten Freymäurergläser sind, welches mit Meth angefüllet war. Dieses überreichte er der alten Vettel, und sie nahm es mit zitternder Hand an. Allein dieser Auftritt veränderte gar geschwind seine Gestalt. Kaum hatte sie das Glas in der Hand, so leerte sie dasselbe auf unsre Gesundheit aus, und fieng an, zu tanzen, zu singen und zu lärmen, wie alle Teufel. Jedoch dieß alles war nur das Vorspiel zu dem, was ich einen Augenblick hernach erst sehn sollte. Die Kammerthüre gieng abermals auf, und diese vier Abgeordneten brachten die junge Frau in eben dem Zustande geführt, wie sie aus dem Bette aufgestanden war. Nichts gleicht dem Erstaunen, das mich nunmehr befiel; ich machte größre Augen, als ein kleiner Krämer aus Zwolle, der zum ersten male auf die Börse in Amsterdam kömmt. Eine Frauensperson im Hemde, die uns die Trophäen von dem Triumphe ihres Mannes vor die Augen stellte; in meinem Leben hatte ich dergleichen nicht gesehen. Bey diesem Anblicke fieng die ganze Gesellschaft an, mit dem Glase in der Hand zu tanzen; und wir selbst sahen uns genöthigt, mit ihnen zu tanzen, und der Keuschheit zu Ehren zu trinken.

Der Tanz gieng indessen geschwinder zu Ende, als ich gedacht hatte. Man führte die Braut aufs neue zum Schlachtfelde, und sie kam nicht lange hernach wieder heraus, ihrem neuen Stande gemäß, als eine Frau, und viel bescheidner angekleidet, als sie vorher gewesen war. Hierauf nahm ein ieglicher seinen Platz bey Tische wieder ein, und das Gespräch fieng an, allgemein zu werden. Ich konnte mich nicht enthalten, von Zeit zu Zeit einen Blick auf die junge Frau zu thun, ob ich es gleich nur verstohlen that, weil ich sie nicht gern roth machen wollte; aber diese Vorsicht von meiner Seite war sehr unnütz; sie schämte sich vielleicht weniger, als ich; denn sie hatte eine solche vergnügte Miene, als Jemand, der eben eine glorreiche That verrichtet hat.

Den folgenden Tag besucht der neue Mann die Aeltern seiner Frau, bezeigt ihnen mit den lebhaftesten Ausdrücken seine Freude und Erkenntlichkeit für die Sorgfalt, mit der sie über die Aufführung ihrer Tochter gewacht haben, und ladet sie zugleich ein, daß sie in sein Haus kommen, und das Hochzeitfest mit feyern helfen. Alsdenn gehn die Freudensbezeigungen aufs neue an, und dieser Tag wird abermals mit Tanzen, und verschiednen unschuldigen Spielen beschlossen.

Trifft es sich nun zu allem Unglücke für ein solches Mädchen, daß ihr Bräutigam gewisse Fehler an ihr findet, die sie zu verbergen nicht Geschicklichkeit genug gehabt hat; so wird

sie

sie fast unfehlbar auf eine Art geliebkoset, die derjenigen, welche sich eigentlich zu solchen Umständen schickt, ganz entgegen gesetzt ist. Sie wird fast iederzeit im ersten Augenblicke fortgejagt, und der Schande preis gegeben, daß sie mit beschimpftem Namen wieder in ihres Vaters Haus zurückkehren muß.

Nun können Sie leicht glauben, mein Herr, daß es der armen alten Kupplerinn nicht besser gehn werde. Eben die Ungewißheit, wie es ablaufen werde, macht sie zittern, wenn sie das problematische Glas von der Hand des Bräutigams empfängt. Denn wenn es sich so befindet, wie ich nur erwähnet habe, so hat das Glas, das man ihr überreicht, unten im Grunde ein kleines Loch, worunter der Neuvermählte, der in seiner Erwartung betrogen, und vor Verdrusse darüber im höchsten Grade aufgebracht ist, einen seiner Finger gelegt hat; und so bald er den Finger los läßt, läuft der Meth durch diese Oeffnung heraus; welches die Losung zur Prügeley ist. Hierauf geht die ganze Gesellschaft ihrer Wege, voller Verdruß, daß sie eine Gelegenheit einbüßt, sichs wohlschmecken zu lassen.

Dieß, mein Herr, ist es alles, was ich auf Ihre Fragen habe antworten können. Wenn Ihnen über diesen Mischmasch von übel verbundnen Materien die Zeit lang worden ist, so werden Sie so billig seyn, und Sich selbst die Schuld davon beymessen. Denn wer dem, was man ihm befohlen hat, getreulich nach-

kömmt, der darf sich keiner Vorwürfe versehn.

St. Petersburg,

den $\frac{15}{26}$ Junius, 1762.

Zwey und zwanzigstes Schreiben.

Wir sind verloren, mein Herr; es gehn hier entsetzliche Dinge vor; ich zittre bey der schrecklichen Nachricht, die ich Ihnen zu geben habe.

Der Kaiser hat seine Crone eingebüßt. Katharine hat sich eines Thrones bemeistert, zu dem sie nicht das mindeste Recht weiter hat, als weil sie Peters des Dritten Gemahlinn, und seines Sohnes, des Großfürsten, Mutter ist. Peter, der unglückliche Prinz, der noch vor wenig Tagen das Leben vieler Millionen Menschen in seiner Hand hatte, ist heute der Gefangne seiner eignen Unterthanen, und hat nicht mehr Recht, zu befehlen, als der verächtlichste von seinen Sklaven. Eine unglaubliche Sache, die der Nachwelt noch viel unglaublicher vorkommen wird.

Ist es möglich, daß sich in unsern Tagen dergleichen Begebenheiten ereignen, die noch vor zweyhundert Jahren sonst nirgends möglich waren, als in dem barbarischen Rußland? Welch eine entsetzliche Treulosigkeit! Selbst die-

diejenigen, die noch vor kurzem ihrem Beherrscher eine güldne Ehrensäule setzen wollten, haben sich wider ihn verschworen, und vielleicht schon ihre verfluchten Hände in dem Blute ihres Wohlthäters gewaschen! Die Undankbaren! Vorgestern war der unselige Tag, der für die rußische Nation auf ewig ein Brandmaal seyn wird. Möchten sie doch diesen Tag aus ihren Jahrbüchern vertilgen können! Doch nein, sie mögen ihn vielmehr mit grossen Buchstaben einätzen, damit er ein Denkmaal ihrer Grausamkeit sey, und damit sie ihr Verbrechen ewig bereuen! Kaum haben diese Meineidigen ihrem rechtmäßigen Monarchen geschworen, so brechen sie schon ihren Eid durch die schändlichste Verrätherey. Das Geblüte Peters des Grossen, das in den Adern seines Neffen fließt, ist für diese Aufrührer nicht zu kostbar gewesen; sie haben mit demselben, wenigstens geht ingeheim die Rede so, ihrem Geize und ihrer Niederträchtigkeit ein Opfer gebracht; und die kluge Katharine, was verspricht sie sich wohl von diesen Treulosen? Kann sie sich freuen, wenn Sie sieht, daß Ihr ein barbarisches Volk einen Eid erneuert, den es vor wenigen Monaten Ihrem Gemahle geschworen hatte, und den es nur ihm allein schuldig war? Ueberdieß ist es diesem Volke noch nicht einmal genug, daß es seinen Herrn aufgeopfert hat; sondern es will auch noch den wenigen getreuen Unterthanen unsers rechtmäßigen Beherrschers den traurigen Trost wehren, sein Schicksal zu beweinen,

nen, und möchte lieber noch seine unmenschlichen Hände an Unschuldige legen. Es begnügt sich nicht daran, dieselben zu plündern; sondern es möchte sich auch gern mit dem Blute dieser Unschuldigen beflecken. Es ist mißvergnügt, daß ihm die Kaiserinn diese grausame Lust nicht erlauben will; aber hätte man wohl Ursache, sich zu verwundern, wenn es sich dessen unerachtet die abscheulichsten Verbrechen gegen getreue Unterthanen unterstünde, nachdem es sichs für erlaubt angesehen hat, den Thron seines Monarchen über den Haufen zu stossen?

Alles ist hier in der größten Bestürzung! Der ausgelaßne Pöbel läßt seine Raserey ausbrechen; und die ungetreue Leibwache droht alle Augenblicke, die Menge ihrer Missethaten zu vermehren; Jedermann befindet sich in unerhörter Unruhe. Ich bin nicht sicher, ob Sie diesen Brief in Ihre Hände bekommen werden; alle Wege sind gesperrt, als ob man verhindern wollte, daß sich das Geschrey von einem so schwarzen Verbrechen nicht über die Gränzen des Reichs ausbreiten möchte.

St. Petersburg,

den $\frac{30}{11}$ $\frac{\text{Junius}}{\text{Julius}}$, 1762.

Drey

Drey und zwanzigstes Schreiben.

Endlich sind wir von der Bestürzung, darein uns eine Katastrophe gesetzt hatte, die wohl fähig war, die Unerschrockensten zittern zu machen, wieder ein wenig zu uns selbst gekommen. Nunmehr will ich mich bemühen, Ihnen die besondern Umstände einer Begebenheit zu berichten, welche die Aufmerksamkeit des größten Theiles der Welt auf sich ziehn wird.

Peter der Dritte befand sich zu Oranienbaum, in der Gesellschaft fast aller ausländischen Minister und Grossen des Reiches von beyderley Geschlechte; da unterdessen die Kaiserinn, seine Gemahlinn, ihren Aufenthalt mit einem kleinen Gefolge zu Peterhof hatte. Alle Anstalten zu der bevorstehenden Reise waren bereits gemacht; und alle diejenigen, welche den Kaiser begleiten sollten, hatten sich schon dazu angeschickt. Man wollte nur noch das Fest Petri und Pauli feyern, und auf den vergangnen Montag war die Abreise festgesetzt.

Peter genoß in seinem Lustschlosse alle die Lustbarkeiten, die er sich sonst immer daselbst zu machen pflegte. Der Prinz George Ludwig von Holstein war mit seiner Familie wenig Tage vor dem Feste nach Petersburg zurück gekommen, um daselbst noch einige nöthige Befehle zu geben, ehe die Abreise vor sich

gienge. Die ganze Stadt genoß derjenigen stillen Ruhe, welche gemeiniglich vor dergleichen grossen Katastrophen vorhergeht.

Allein diese Stille wurde gar bald gestört. Das Ungewitter ist Freytags früh aufgestiegen, und hat über diese ganze Gegend und alle umliegende Oerter ein allgemeines Schrecken verbreitet. Des Morgens um sieben Uhr war schon ein Theil der Stadt in völliger Bewegung. Die Leibwache rennte und sprengte unordentlich durch die Strassen. Ein fürchterlicher Lärmen, mit vielfachem undeutlichem Geschrey vermischt, kündigte uns einen allgemeinen Tumult an. Mitten in dieser Unruhe sah man die Kaiserinn heran kommen, in Begleitung, oder vielmehr unter Bedeckung einer ziemlichen Menge Soldaten von der Leibwache zu Pferde, welche die Carosse umringten. Man hatte sie aus der Kirche von Kasan, wo sie Halte gemacht hatte, mitten unter dem unaufhörlichen Geschrey der Leibwache und des Volkes, in den neuen Palast geführt. Von dannen ist sie in den alten Winterpalast zurück gekehrt, um welchen die Soldaten von der Leibwache gleichsam eine doppelte Einfassung machten, und weiter nichts thaten, als schrieen: **Es lebe unsre Mutter, die Kaiserinn Katharine!**

Kein Mensch wußte, was er von diesem Zustande denken sollte; das Volk selbst, das den Palast gleichsam belagert hielt, und ohne Aufhören schrie, wußte die Ursache davon nicht.

In

In meinem Leben bin ich niemals so sinnlich überzeugt worden, daß das Volk bey dergleichen Umständen weiter nichts ist, als eine Maschine, die man in Bewegung setzen kann, ohne daß es selbst weis, wodurch es in Bewegung gesetzt wird.

Da ich nicht weit vom Palaste wohne, so hörte ich den Lärmen gar bald. Ich schickte meinen Bedienten hin, sich nach der Ursache dieses Tumultes zu erkundigen; er brachte mir die Nachricht, Peter der Dritte sey auf der Jagd gewesen, und habe das Unglück gehabt, vom Pferde zu stürzen; er sey bereits todt, und man schwöre der Kaiserinn, als Vormünderinn des Großfürsten, ihres Sohnes, den Huldigungseid. Da dieses nichts Unmögliches war, so fieng ich an, das traurige Schicksal dieses Prinzen zu bedauren; und ich wußte nicht, daß man ihm ein noch traurigeres zubereitete. Allein ich konnte doch nicht begreifen, zu welcher Absicht alle die Vorsichtigkeit gebraucht würde, die ich auf den Strassen anwenden sah. Was sollen denn, sagte ich, die geladnen Canonen, womit der Eingang zum Palaste gesperrt wird? Was bedeuten die ausgestellten Piquets und alle die Anstalten, welche Schrecken und Bestürzung verrathen? Jedoch ich urtheilte gar bald, daß ich etwas Schlimmeres zu besorgen hatte, indem ich vor meinen Fenstern den Prinzen George vorbeyfahren sah, der ganz allein, ohne Degen, und in einem elenden offnen Miethwagen, unter der Bedeckung eines Trupps von der Leibwa-

wache zu Pferde, nach dem Palaste gebracht ward.

Dieser Prinz, der ohne Zweifel bey dem ersten Geschrey die Ursache davon so gleich errathen haben mochte, hatte sich im Augenblicke zu Pferde gesetzt, um so geschwind, als möglich, wieder zu dem Kaiser nach Oranienbaum zu gelangen. Kein Mensch in seinem Palaste hatte ihn herausgehn sehen, und es war keine Seele weiter bey ihm, als sein Husar. Ein Trupp von der Leibwache zu Pferde hielt ihn einige Schritte von seinem Palaste an, nahm ihm den Degen ab, und vergaß alle Achtung, die man dem Onkel des Kaisers und der Kaiserinn schuldig war, so sehr, daß es ihn auf die pöbelhafteste Weise vom Pferde zu steigen zwang; und es fehlte wenig, daß ihm einer von diesen Barbaren den Kopf spaltete, wenn ihn nicht ein andrer daran verhindert hätte. Man ließ ihn in einen elenden Miethwagen steigen, der gleich auf dem Platze war; und so ward er nach Hofe geführt. Hier wollte man ihn wieder heruntersteigen heissen; es kam aber Befehl, daß man ihn nach seinem Palaste zurück führen, und daselbst mit seiner ganzen Familie mit den Augen bewachen sollte.

Als der Prinz wieder angelangt war, fand er das Haus durchaus geplündert. Man hatte alle Officianten und Hausbedienten des Palastes auf die schändlichste Weise gemißhandelt, und sie zusammen in einen Keller gesperrt. Alle Thüren und Cabinetter waren erbrochen und aus-

ausgeleert. Selbst die jungen Prinzen waren nicht verschonet geblieben; man hatte ihnen ihre Uhren und Börsen geraubt, ihnen die Ordenszeichen abgenommen, und so gar die Bordirung von den Uniformen gerissen. Man hatte vor nichts Ehrerbietung gebraucht, als vor dem Schlafzimmer der Prinzeßinn (*). Ein Unter-Officier von der Leibwache hatte dasselbe noch vor diesen Räubern geschützt. Urtheilen Sie hieraus, mein Herr, von der Wut des Prinzen, da er sein Haus in einem solchen abscheulichen Zustande fand. Er schäumte vor Unwillen, daß er weder sich rächen, noch dem Kaiser zu Hülfe kommen konnte.

Unterdessen bekamen alle übrigen Regimenter, die Clerisey und alle Collegien Befehl, sich in dem Palaste zu versammeln, und der Kaiserinn den Huldigungseid zu schwören. Ich bin nicht im Stande, Ihnen, mein Herr, ein natürliches Gemälde von dem Erstaunen, von dem Entsetzen, von dem Mißvergnügen, von der Betrübniß und Bosheit zu schildern, die man auf den Gesichte derjenigen lesen konnte, welche diese Versammlung ausmachten. Einer sah den andern an, und ein ieglicher hatte seine Augen auf die neue Beherrscherinn geheftet.

 Kein

(*) Sollte man sich wohl irren, wenn man glaubte, daß eine solche pöbelhafte Begegnung, deren sich Personen von einem so hohen Range gar nicht versehen, die zufällige Ursache zu dem frühzeitigen Tode dieser beiden hohen Vermählten gewesen sey? A. d. H.

Kein Mensch durfte nach der Erklärung dessen fragen, was vorgieng; und gleichwohl brannte iedermann vor Begierde, Nachricht davon zu erhalten.

Endlich machte man ein Manifest bekannt, worinnen, wie man sagte, die gerechten Bewegungsgründe der Revolution umständlich angegeben wurden, und welches sehr pathetische Vermahnungen enthielt, daß wir, wie es fortfuhr, dem Himmel danken sollten, weil er der Nation die Verrätherey und den Aufruhr eingegeben hätte. Der Beschluß wurde damit gemacht, daß man die Huldigung ablegte; dieß heißt, man that ein öffentliches Geständniß, "daß in Ruß-"land ieglicher Eid eine blosse Cärimonie sey, "und daß man oftmals durch die Verletzung "desselben eine That begehe, die für das ge-"meine Beste überaus vortheilhaft und heilsam "ist."

Indeß, daß diese Feyerlichkeiten bey Hofe vorgiengen, nahm man alle diejenigen in Verhaft, welche der neuen Regierung verdächtig waren, oder vielmehr alle, die man für verdächtig hielt, und die sich einbildeten, sie wären verbunden, ihrem rechtmäßigen Beherrscher getreu zu seyn. Der Pöbel beschäfftigte sich bloß, alle Schenken auszuleeren; und es schien, als wäre es ihm sehr gleichgültig, von wem er beherrschet würde, wenn er nur zu trinken hätte. Sie wissen, mein Herr, daß man bey dergleichen Vorfällen hier die Gewohnheit hat, dem Volke zu erlauben, daß es alle Wirthshäuser

plün-

plündern darf, um ihm etwas zu thun zu geben, und es dadurch abzuhalten, daß es sich nicht bekümmert, was vorgeht.

Die Unruhe und das Schrecken hatten sich endlich in allen Quartieren der Stadt ausgebreitet. Der niedrigste Pöbel unterstand sich so gar, öffentlich zu drohen, daß er alle Ausländer niedermachen wollte. Ein ieder von denselben hielt sich zu Hause; und ich glaube, es war nicht ein einziger darunter, der nicht den Entschluß gefaßt, sein Leben theuer zu verkaufen, wenn man ihn genöthigt hätte, sich gegen Gewaltthätigkeiten zu wehren.

Unterdessen wußten wir noch nicht im mindesten, wie es dem Kaiser gienge, bis sich die Kaiserinn gegen Abend, in Begleitung der Leibwache, mit einem grossen Gefolge von Artillerie auf den Weg machte, um sich wirklich ihres Gemahls zu versichern, und seiner deutschen Truppen zu bemächtigen.

Hieraus hatten wir erst Ursache, zu vermuthen, daß Peter zu Oranienbaum noch am Leben seyn müßte; aber wir konnten uns nimmermehr vorstellen, daß er sich so leicht ergeben würde, und es war uns vor dem Ausgange dieser Sache nicht wenig bange. Wir versahen uns eines allgemeinen Blutbades, und hoben die Hände auf zum Himmel, ihn um die Erhaltung unsers Monarchen anzuflehn.

Durch eine weisliche Verfügung der Policey war allen Ausländern in Zeiten angedeutet worden, daß sie selbst die Nacht über in ihren

ren Häusern wachsam seyn sollten, indem man nicht im Stande zu seyn glaubte, sie vor den Ausschweifungen des besoffnen Volkes in Sicherheit zu setzen. Auf diese Art haben wir einen Tag endigen sehen, dessen Andenken uns jederzeit schrecklich seyn wird.

St. Petersburg,
den $\frac{2}{13}$ Julius, 1762.

N. S. Hierbey lesen Sie das **Manifest**, welches die Kaiserinn an dem Tage der Revolution selbst hat bekannt machen lassen.

„**Von Gottes Gnaden Wir Katharina** „**die Zwote, Kaiserinn und Selbst**„**herrscherinn aller Reussen** 2c. 2c. 2c. Allen „wahren Söhnen Rußlands hat die grosse „Gefahr in die Augen geleuchtet, womit das „ganze rußische Reich bedrohet worden. Zu „allerförderst ist der Grund unsrer orthodoxen „griechischen Religion erschüttert, und ihre „Satzungen sind einem gänzlichen Umsturze na„he gewesen; so daß man äusserst befürchten „müssen, den von Alters her in Rußland herr„schenden rechten Glauben verändert, und eine „fremde Religion eingeführt zu sehn. Zweytens, ist die Glorie von Rußland, die mit „Verluste so vielen Blutes durch seine siegrei„chen Waffen zur höchsten Stufe gebracht war, „durch den neulich geschloßnen Frieden mit des„sen ärgstem Feinde, schon wirklich unter die

„Füsse

„Füsse getreten, und zugleich die innern Ver„fassungen, auf welchen das Wohl und die „Grundfeste unsers Vaterlandes beruht, völlig „über den Haufen geworfen worden. Durch „diese, allen Unsern getreuen Unterthanen vor„gestandene Gefahr, sind Wir endlich gedrun„gen worden, zu GOtt und seiner Gerechtig„keit Unsre Zuflucht zu nehmen: Und da Wir „das offenbare und ungeheuchelte Verlangen al„ler Unserer getreuen Unterthanen darzu wahr„genommen, so haben Wir Unsern souverai„nen rußisch-kaiserlichen Thron bestiegen, und „darüber von allen Unsern getreuen Unterthanen „die feyerliche Eidesleistung empfangen." Das Original ist von Ihro Kaiserlichen Majestät eigenhändig also unterschrieben:

Katharine.

****

Vier und zwanzigstes Schreiben.

Aus meiner letztern Zuschrift haben Sie ersehen, mein Herr, was hier in Petersburg vorgeht; nunmehr muß ich Sie doch von den Ursachen benachrichtigen, welche diese unerwartete Veränderung veranlasset haben. Es sind keine blossen Muthmaassungen, womit ich Sie zu unterhalten gedenke; sondern ich gründe mich dabey auf die eignen Worte, die der Kaiser selbst ausdrücklich gesagt hat, und lasse Ihnen

nen die Freyheit, davon zu denken und zu urtheilen, was Ihnen beliebt. Wenn Sie auf das Manifest, das die nun regierende Monarchinn hat ausgehn lassen, und auf die Verbrechen, deren Peter der Dritte darinnen beschuldiget wird, ein wenig Achtung geben wollen; so wird es Ihnen nicht schwer werden, die streitige Frage zu entscheiden, ob man dem Kaiser, oder seinen Feinden, Glauben beymessen solle? Ich will Ihnen nur das berichten, was eigentlich niemals bekannt gemacht werden sollte.

Erinnern Sie Sich, mein Herr, was ich Ihnen in einem meiner vorhergehenden Briefe von der Ursache der Uneinigkeit gesagt habe, welche seit langer Zeit zwischen diesen beiden hohen Personen obgewaltet hat; so werden Sie Sich nicht wundern, wenn der Kaiser eine neue Verschwörung, die man wider ihn angesponnen, zu merken gemeynt hat. Die Kaiserinn beschwert sich in ihrem Manifeste vom 6sten dieses Monats (alten Styls) (*), ihr Gemahl ha-

(*) Man hat die Sammlung dieser Briefe nicht gern durch alle die Manifeste vergrössern wollen, welche bey Gelegenheit dieses wichtigen Vorfalls ergangen sind. Unterdessen sind sie gleichwohl überaus merkwürdig und interessant. Wer aber Lust hat, sie zu lesen, kann sie sehr richtig übersetzt finden im CLIII. Tome des Mercure Historique & Politique de Hollande, im Haag, Monat Julius und folg. 1762. A. d. H. Man findet sie auch ziemlich getreu in der öfter angezogenen Merkw. Lebensg. Peters des Dritten. U.

habe etwas Gefährliches wider ihre Person im Sinne gehabt, und den Entschluß gefaßt, sie in Verhaft nehmen, und in ein Kloster sperren zu lassen. Der Kaiser hingegen hat sich seiner Seits nur vor wenig Tagen beschweret, seine Gemahlinn habe auf Anstiften und mit Hülfe einiger Treulosen den unerhörten Anschlag gefaßt, nach **Moscau** zu gehn, und sich krönen zu lassen, so bald er nur aus dem Reiche gegangen seyn würde. Ja, er setzte noch hinzu, er wäre nicht einmal sicher, ob man nicht während seiner Reise würde suchen ein Mittel ausfindig zu machen, seiner ganz und gar los zu werden.

Wenn man annähme, daß der Kaiser getreue Berichte bekommen hätte, sollte man alsdann nicht alle Ursache von der Welt haben, sich über seine Unbesonnenheit aufzuhalten, und über die Sicherheit zu erstaunen, die ihn verleitete, seine Staaten zu verlassen, ehe er seine Gemahlinn und alle seine Feinde ausser Stand gesetzt, ihre Anschläge auszuführen? Man kann nicht in Abrede seyn, daß der Kaiser willens gewesen, die Kaiserinn an eben dem Tage in Verhaft zu nehmen, da sie sich des Scepters und der Crone so sehr zu ihrem Glücke bemeistert hat. Sie wäre gewiß dem Schicksale nicht entgangen, das man ihr zugedacht hatte, wenn nicht die Unvorsichtigkeit ihres Gemahls es gethan hätte.

Dieser Prinz, der den Abend vor diesem unseligen Tage bey einem seiner Minister speiste, hat-

hatte einige Worte davon im Beysein gewisser Personen laufen lassen, deren Treue er noch nicht erkannt, und die schon abgerichtet waren, auf alle seine Schritte Achtung zu geben. Eine von den Creaturen der Kaiserinn hatte nicht so bald die Absicht ihres Herrn entdecket, als sie dieser Prinzeßinn, noch in selbiger Nacht, Nachricht zu geben eilte.

Katharine hatte unstreitig keinen Augenblick zu verlieren. Es war bereits ein Officier gefangen genommen worden, der mit zu den Verschwornen gehörte, welches ihr Anlaß gegeben hatte, zu glauben, Peter sey von ihrer Absicht benachrichtiget. Peter hatte ihr sagen lassen, daß er folgenden Tag zu Peterhof mit ihr speisen wollte; und an eben dem Tage war er willens, sich ihrer Person zu versichern. Es war die höchste Zeit, und ihr blieb weiter kein Entschluß zu fassen übrig, als der, den sie gewagt hat. Sie konnte nichts dabey verlieren, wenn ihr ihr Vorhaben mißlang; und sie gewann alles, wenn es von Statten gieng. Wenigstens verdient die herzhafte Entschliessung der Kaiserinn allemal mehr Bewunderung, als das verzweifelte Betragen des Kaisers, der sich auf eine so feigherzige Art seinen Feinden preis gegeben hat.

Katharine säumte nicht lange; sie machte sich den Augenblick auf den Weg, und langte zu guter Zeit in einem Kloster nahe bey der Stadt an. Hier machte sie den Anfang damit, daß sie sich der Gewogenheit der vornehmsten

Of-

Officiers von der Leibwache versicherte, welche zu diesem Unternehmen schon vorbereitet waren; und hierauf hielt sie ihren öffentlichen Einzug auf die Art, wie ich in meinem vorhergehenden Briefe gesagt habe. Man hatte den Tod des Kaisers nicht ohne Ursache vorgegeben; dieß geschah bloß, das Volck verwirrt zu machen und diejenigen aufzuhalten, welche sich kühnlich für Peters Parley hätten erklären können.

Man hat angemerkt, daß sich an eben dem Tage verschiedne Grosse, besonders von denen, welche Oberhäupter der Leibwache waren, in dem Gefolge der Kaiserinn befanden, ob sie gleich den Abend vorher noch zu dem Gefolge ihres Beherrschers gehöret hatten. Man müßte äusserst dumm gewesen seyn, wenn man nicht gar bald gemerkt hätte, daß dieser Aufstand längst vorher abgekartet wäre, und Peter nicht zu viel Vorsicht hätte anwenden können, den Netzen, die man ihm legte, zu entgehn.

Wir haben hier Gelegenheit gehabt, eine besondre Anmerkung in Ansehung der Person zu machen, welche die Kaiserinn bey diesem grossen Unternehmen vornehmlich gebraucht hat (*).

Zu Anfange der Regierung Peters des Gros-

(*) Der Verfasser der Merkw. Lebensg. Peters des Dritten legt dieser Person den Namen Oltorf bey, statt Orloff, welches ihr eigentlicher und wahrer Name ist. A. d. H. Dieses Versehen rührt vermuthlich vom französischen Uebersetzer her. U.

Grossen gab es in Moscau noch eine Leibwache, die man die Strelitzen nannte, welche in Rußland ohngefähr auf dem Fusse standen, wie die Janitscharen in der Türkey noch stehen. Es waren stolze und sehr zum Aufruhre geneigte Leute. Sie wiegelten oftmals die ganze Stadt auf, und die schrecklichsten Strafen waren so wenig vermögend, diese Empörer zum Gehorsam zu bringen, daß sich der Kaiser endlich gezwungen sah, sie alle mit einander sammt ihren Familien zu stürzen. Eine neue Verrätherey, die er eben entdecket hatte, gab ihm den Vorwand zu diesem harten, aber nothwendigen Entschlusse. Man machte ihnen den Proceß, und das Urtheil fiel dahin aus, daß ihnen allen die Köpfe herunter geschlagen werden sollten.

In den damaligen Zeiten machte man noch nicht so viel Cärimonien, wenn dergleichen Missethäter hinzurichten waren. Das Blutgerüste bestand weiter in nichts, als in einem blossen hölzernen Blocke, auf welchen die Verurtheilten ihre Köpfe legen mußten. Peter der Grosse machte sich oftmals selbst ein Vergnügen mit dieser Verrichtung; und man erzählt, er habe einstmals das Beil einem ausländischen Minister dargeboten, und ihn gefragt: "Ob er sich "nicht eine kleine Motion machen, und etliche "rußische Köpfe abhauen wollte?"

Damit wir wieder auf das vorige kommen, so wurden also die Strelitzen verurtheilet, daß sie alle an Einem Tage den Kopf auf

einerley Blocke verlieren sollten. Weil nun einer von diesen Unglückseligen keinen Platz mehr für den seinigen fand, so warf er sich auf der Seite nieder, und legte sich auf die Erde. Dieses Zeichen des Gehorsams kam dem Kaiser so sonderbar vor, daß er ihm das Leben schenkte.

Von den Nachkommen dieses Menschen hat anitzo einer bey dem Aufruhre wider Petern dem Dritten eine der vornehmsten Rollen gespielt; und es scheint, als hätte Peter der Erste das Blut eines Rebellen bloß gespart, daß die Descendenten desselben ihre verfluchten Hände an seinen Neffen legen, und an diesem unglücklichen Prinzen dasjenige vollenden könnten, was ihre Vorfahren wider ihn selbst so oft vergebens versuchet hatten. Ich bin u. s. w.

St. Petersburg,
den $\frac{8}{19}$ Julius, 1762.

Fünf und zwanzigstes Schreiben.

Indem diese schrecklichen Umstände die Ruhe aller Einwohner dieser Stadt störten, brachte der Kaiser eine ganz ruhige Nacht zu Oranienbaum zu; und vielleicht war seine Einbildungskraft eben in dem Augenblicke mit seinen grossen Anschlägen beschäfftiget, da man ihm seine Crone entriß. Sein Verstand bearbei-

beitete sich vielleicht, die sichersten und am wenigsten Aufsehn machenden Mittel zu erdenken, sich der Person seiner Gemahlinn zu versichern, da diese unterdessen schon über die Sicherheit dieses unbedachtsamen Prinzen triumphirte, und ihm ein härteres Gefängniß zudachte, als er für sie bestimmet hatte.

Man hatte die Vorsicht gebraucht, alle Wege zu sperren, damit Niemand den Kaiser von dem Schicksale, das man ihm zubereitete, benachrichtigen könnte. Er begab sich nach Peterhof, in der Absicht, mit Katharinen daselbst zum letzten male zu speisen; aber wie groß war sein Erstaunen, als er sie nicht antraf! Vielleicht hatten diese beiden Vermählten niemals so wenig Appetit gehabt, als selbigen Tag, obgleich aus ganz verschiednen Gründen. Unterdessen mußte es doch dem Kaiser eben nicht so gar schwer seyn, das Geheimniß den Augenblick zu errathen; und es kam nun bloß darauf an, in aller Geschwindigkeit sichre Maaßregeln zu nehmen.

Sein erster Entschluß war, die deutschen Truppen kommen zu lassen, um sich aller Gewaltthätigkeit zu widersetzen; aber der alte Münnich war darwider, und stellte dem Kaiser vor, dieses kleine Corps von ungefähr sechshundert Mann, könnte unmöglich einer ganzen Armee von Aufrührern die Spitze bieten, und es stünde zu besorgen, daß eine förmliche Vertheidigung ein allgemeines Blutbad unter allen Ausländern zu Petersburg nach sich ziehn wür-

würde. Er schlug zweyerley Wege vor, welche im gegenwärtigen Falle ganz gewiß die besten waren, wenn man noch einen dritten ausnimmt, an den zu allem Unglücke für diesen Prinzen kein Mensch gedacht hat.

„Eure Majestät,„ sagte dieser erfahrne General,„ müssen entweder gerades Weges nach „Petersburg gehn, oder sich nach Kronstadt „in Sicherheit begeben. Was das erste betrifft, so zweifle ich nicht einen Augenblick, „man werde dem Volke eine blaue Dunst vorgemacht haben; und reissen wir dasselbe aus „seinem Irrthume, so wird es sich ganz unfehlbar öffentlich für Eure Majestät erklären, „so bald es Sie nur zu sehn bekömmt. Gehen „wir aber nach Kronstadt, so haben wir nicht „allein die Flotte, sondern auch die Festung in „unsrer Gewalt, und sind im Stande, die „Aufrührer zu zwingen, daß sie sich zum Ziele „legen müssen.„

Diese letzte Partey ergriff der Kaiser, und schickte also die deutschen Truppen zurück, mit dem Befehle, sich zu ergeben, so bald man käme, und sie angreifen wollte. Demnach gieng er mit seinem sämmtlichen Gefolge an Bord einer Jacht, und segelte nach Kronstadt. Unterschiedliche Damen, deren Ehemänner in Petersburg waren, wollten doch ihren Herrn nicht verlassen, sondern sie begleiteten ihn; und wenn man diesen Schritt nicht etwan der Furcht zuschreiben muß, so kann man wohl sagen, sie seyn ihrem Beherrscher getreuer

gewesen, als ihre Gemahle. Der Kaiser gelangte gar bald nach Kronstadt, er ward aber daselbst sehr übel empfangen. Die Schildwacht gab ihm die ausdrückliche Erklärung, "man erkennte keinen Kaiser mehr, und Katharine die Zwote wäre die Selbsthalterinn "aller Reussen." Zugleich sagte ihm der Soldat, er solle zurück gehn; und wenn er dieses nicht augenblicklich thäte, so würde man aus allen Canonen des Hafens Feuer auf ihn geben. Stellen Sie Sich das Erstaunen und die Bestürzung vor, das diese Bewillkommung, deren man sich gar nicht versehen hatte, erregen mußte. Aber es schien, als ob sich alles zum Untergange dieses unglücklichen Prinzen verschworen hätte. Erst eine halbe Stunde vor seiner Ankunft, hatte man zu Kronstadt diese Nachricht und solche Befehle erhalten. Die Umstände von diesem Vorfalle sind so besonders, daß ich mich nicht enthalten kann, Ihnen dieselben mitzutheilen.

Man hatte einen Officier von Petersburg abgeschickt, den Commendanten der Festung von dem, was vorgefallen war, zu benachrichtigen, und ihn zu bereden, daß er mit der sämmtlichen Besatzung der Kaiserinn Katharine den Eid der Treue leisten sollte. Der Commendant war ein ehrlicher Mann, und seinem Beherrscher getreu; wie es aber scheint, so ist er über diese Neuigkeit dermaassen bestürzt worden, daß er vergaß, wie sehr es seine Schuldigkeit erfoderte, einen Menschen, der

sich unterstünde, ihm dergleichen Anträge zu thun, auf der Stelle in Verhaft nehmen zu lassen, und seinen Bericht davon an den Kaiser abzustatten. Er fieng daher an, vielerley Schwierigkeiten zu machen; aber der Officier war von mehrerer Entschliessung, und wußte sich seine Bestürzung so wohl zu Nutze zu machen, daß er ihn durch seine eignen Leute in Verhaft nehmen ließ; ja, er hatte noch die Unverschämtheit, zu ihm zu sagen: "Mein Herr, ich mache "Sie zu meinem Gefangnen, weil Sie nicht "das Herz gehabt haben, mich in Verhaft "nehmen zu lassen."

Indessen begab sich die Jacht auf eben dem Wege zurück, da sie hergekommen war, und langte den Sonnabend früh um vier Uhr wieder zu Oranienbaum an; wo man bereits Nachricht hatte, daß die Kaiserinn in Begleitung einer zahlreichen Mannschaft von der Leibwache, und einem Gefolge von Artillerie zu Peterhof angelangt wäre. Nicht lange darauf schickte diese Prinzeßinn an ihn, um mit ihm in Unterhandlung zu treten, und zu verlangen, daß sich das deutsche Corps zu Gefangnen ergeben sollte (*).

Die

(*) Es ist falsch, daß die Kaiserinn nach Oranienbaum gegangen seyn sollte; (wie es S. 40. der Merkw. Lebensg. heißt.) Sie blieb in Peterhof, und des Kaisers Entsagung vom Throne geschah in dem Palaste zu Oranienbaum. So ist auch der Kaiser nicht zu Krasnazelo gestorben, (wie S.

Die Umstände, so ich noch hinzuzusetzen habe, machen weder Petern dem Dritten, noch allen denen, die von seiner Partey, und zu Oranienbaum waren, viel Ehre. Die Sachen, die da vorgegangen sind, scheinen ganz unbegreiflich, und vielleicht würden sie nicht einmal wahrscheinlich seyn, wenn der Ausgang sie nicht bekräftiget hätte.

Peterhof liegt, wie Sie wissen, drey Meilen von Oranienbaum; der Kaiser hatte über zweyhundert Husaren und Dragoner bey sich, welche allesammt wohl beritten, und herzhaft genug waren, ihm zu folgen, und für ihren Herrn auch den letzten Blutstropfen zu vergiessen; der Weg nach Liefland stand ihm offen; eine grosse Armee, auf die er sich verlassen konnte, erwartete ihn in Deutschland; die rußische Leibwache konnte ihn nicht einholen, weil er ihr wenigstens fünf Stunden Marsch abgewinnen konnte; Niemand würde das Herz gehabt haben, sich ihm auf dem Wege zu widersetzen; und falls auch eine kleine Besatzung in Liefland sich hätte einfallen lassen, ihn anhalten zu wollen, so wäre doch sein Gefolge hinlänglich gewesen, dieselbe über die Klinge springen zu lassen; überdieß war er seit langer Zeit versichert, daß ihm alle die Regimenter, die im Felde gewesen, sehr zugethan waren.

Bey

S. 50. daselbst gesagt wird;) sondern zu Robsch, einem alten, sechs Meilen von Petersburg gelegenen Schlosse.

Bey allen diesen Vortheilen, mein Herr, ergiebt er sich, und ergiebt sich auf eine Art, die viel demüthigender und unerträglicher ist, als der Tod selbst. Ich sage es noch einmal, sein Verhalten ist über meinen Verstand, und wird für mich beständig ein Gegenstand der Verwunderung bleiben. In der That, giebt es unter der Sonne etwas Beleidigenderes, als die Entsagung vom Throne (*), die man ihn

 zwang

(*) Diese Entsagung vom Throne ist in folgenden Worten abgefaßt: „Während der kurzen Zeit meiner souverainen Beherrschung des rußischen Reichs habe ich in der That erfahren, daß meine Kräfte für eine solche Last und Beschwerde nicht zureichend sind, und daß ich nicht im Stande bin, es sey auf was für Weise es wolle, und noch viel weniger mit unumschränkter Gewalt, das rußische Reich zu regieren. Ich habe auch selbst die Zerrüttung des innern Zustandes desselben bemerket, welche den Umsturz des Reichs würde nach sich gezogen, und mir hinfolglich zur ewigen Schande gereichet haben. Nachdem ich es also bey mir wohl überleget, so erkläre ich hiermit ungezwungen dem ganzen rußischen Reiche, und der ganzen Welt auf das feyerlichste, daß ich der Regierung des rußischen Reiches auf meine ganze übrige Lebenszeit entsage, und weder mit unumschränkter Macht, noch sonst auf irgend eine Weise, in meinem Leben über das rußische Reich zu herrschen begehre, auch niemalen durch irgend einigen Beystand darnach trachten werde; welches ich mit reinem Herzen, ohne Heucheley vor GOtt und der ganzen Welt, durch einen Eidschwur bekräftige. Diese Entsagung habe ich mit ganz eige-„ner

zwang zu unterschreiben, und die man besser gethan hätte, sie nimmermehr bekannt zu machen? So bald dieses geschehen war, ließ man ihn mit der Gräfinn Woronzow und seinem Favoriten (*) Hudowitsch in eine Kutsche steigen, und so führte man sie gefangen nach Peterhof. Ich weis nicht, was er empfunden hat, da er einen Ort verließ, wo er so viel Vergnügen gehabt hatte; aber das weis ich wohl, daß er hinter sich Wut und Verzweiflung in dem Herzen aller derer zurückließ, welche er durch seine Schwachheit der Wut seiner Feinde preis gab.

So bald die Kutsche zu Peterhof angelangt war, trennte man ihn von seinen beiden Gesellschaftern, und brachte ihn nach Robsch, einem alten Schlosse, welches ungefähr sechs Meilen von Petersburg liegt (**). Man erlaubte nicht einem einzigen seiner Bedienten, daß er ihn begleiten durfte; und obgleich einer von seinen Kammerdienern die Dreistigkeit hatte, sich hinten auf die Kutsche seines Herrn zu setzen, so hatte doch auch dieser nicht den Trost, ihn bedienen zu können; denn er wurde gleich den

„ner Hand geschrieben und unterschrieben. Den 29. „Junii 1762.

Peter.

(*) Die Zeitungen nennen ihn Gudowitsch. U.

(**) Man sehe die Anmerkung S. 159. und 160. nach.

den folgenden Tag nach Petersburg zurücke geschickt.

Die Kaiserinn feyerte unterdessen zu Peterhof das Fest Petri und Pauli, und ließ uns rathen, ob Sanct Peter, oder Peter der Dritte die vornehmste Ursache ihrer Andacht wäre.

St. Petersburg,
den $\frac{10}{21}$ Julius, 1762.

Sechs und zwanzigstes Schreiben.

Folgenden Sonntag, den 30sten Junius, (alten Styls) kam die Kaiserinn wieder zurück in die Hauptstadt. Die Nachricht von der Gefangennehmung Peters des Dritten war bereits in der ganzen Stadt ausgebreitet, und es schien, als ob diese Zeitung die Leute wieder beruhiget hätte. Nicht etwan, als habe Jedermann seinen Untergang gewünscht; sondern bis diese Stunde hatte der Brandtewein die Vernunft benebelt gehalten, und der größte Theil des gemeinen Pöbels, der auf das erste Gerüchte von dem Tode des Kaisers nichts für seine Schuldigkeit angesehen, als mit langen Zügen auf die Gesundheit seines Reichsfolgers und der Kaiserinn zu saufen, hatte sich überaus wenig um das Uebrige bekümmert. Daher

nahm auch an Statt des Unsinns das Erstaunen nunmehr in allen Herzen Platz. Mißvergnügen und Reue bemächtigten sich der Meisten, und es hätte nicht mehr als Einen Anführer von hinlänglicher Kühnheit gebraucht, so hätte Peter eben so geschwind wieder können auf den Thron gesetzt werden, als man ihn von demselben gestürzt hatte. Es entstand so gar unter der Leibwache selbst eine Uneinigkeit, welche dem Kaiser sehr heilsam gewesen seyn würde, wenn sie sich nur etliche Tage eher hervorgethan hätte. Diese Soldaten fiengen an, sich ihrer Treulosigkeit zu schämen; Einer beschuldigte den andern, daß er ihn verführet hätte, und viele empfanden einen so entsetzlichen Abscheu vor ihrem Verbrechen, daß sie sich deßwegen an ihren Camaraden rächen wollten. Diese Zänkereyen wurden endlich so ernsthaft, daß es einige darüber das Leben kostete, und die Officiers mehr als einmal genöthigt waren, sie von einander zu bringen. Ich habe es selbst mit angesehen, daß ein Matrose einem Soldaten von der Leibwache ins Gesicht spie und zu ihm sagte: Du Hollunke, du hast den Kaiser für zween Rubeln verkaufet! Der Soldat, der zu einer andern Zeit diesem Patrioten den Hals gebrochen hätte, gieng seiner Wege, ohne ein einziges Wort zu antworten. Die Furcht, welche iederzeit die Leute von bösem Gewissen begleitet, hatte sie alle zusammen ganz feigherzig gemacht; Alles verursachte ihnen Angst, und die Kaiserinn genoß in den ersten

Näch

Mächten ihrer Regierung nicht viel Ruhe; man holte sie zweymal aus dem Bette und so gar aus dem Palaste, bloß aus Besorgniß, daß einige getreue Unterthanen den Kaiser frey gemacht haben, und er etwan kommen möchte, sie für ihre Ruchlosigkeit zu bestrafen.

Den Prinzen George Ludwig hält man noch mit seiner ganzen Familie in seinen Palast eingesperrt. Die Kaiserinn hat ihn in ihrem Namen complimentiren, und ihrer Gewogenheit versichern lassen; aber die größte Gnade, die sich dieser Prinz von ihr wünscht, ist ohne Zweifel die, daß man ihn in sein Vaterland zurückschicken möchte. Wenn er von seinem Aufenthalte zu Petersburg auch nicht viel Nutzen geschöpft; so hat er doch wenigstens den Vortheil gehabt, daß er die Russen in ihrer Heimath, und recht in ihrer natürlichen Gestalt gesehen. Dieser Tage einen war ein Officier zu diesem Prinzen gekommen, um ihn wegen der Beleidigungen zu trösten, die ihm von Seiten dieser Nation wiederfahren sind: "Mein Herr," antwortete ihm der Prinz, "wenn man sich mit "wilden Schweinen einläßt, so darf man sichs "nicht befremden lassen, daß man verwundet "wird."

St. Petersburg,
den $\frac{11}{22}$ Julius, 1762.

***

Sieben und zwanzigstes Schreiben.

Des Kaisers Peters des Dritten ganzes Leben ist fast nichts anders gewesen, als eine Kette von lauter an einander hängenden Bekümmernissen und Beunruhigungen; und so ist er auch eines sehr gewaltsamen Todes gestorben. Die Hälfte seiner Tage hat er in einer beschwerlichen Erwartung zugebracht, und die endliche Erfüllung seiner Wünsche scheint für ihn das Siegel zu seinem Untergange gewesen zu seyn. Er ward in seiner früheſten Jugend genöthigt, nach Rußland zu gehn, ohne daß er die Freyheit, das Gefährliche eines solchen Schrittes zu untersuchen, oder den Verstand gehabt hätte, selbiges einzusehn; er sah sich gezwungen, die Religion seiner Väter und seines Landes zu verändern, ehe er die erfoderliche Kenntniß hatte, sein Gewissen darüber zu Rathe zu ziehn; er wurde vermählet, ehe er zu der Reife seines Verstandes gelangt war, und ohne daß er dazu durch die Liebe bewogen worden wäre, welche doch die ganze Süßigkeit des ehelichen Lebens ausmacht; kurz, nachdem er bis an den Augenblick, der ihn des ruhigen Besitzes derjenigen Rechte versichern sollte, die er so theuer erworben hatte, überaus eingeschränkt und gemißhandelt worden war, besteigt er einen Thron, den er für nichts weniger als für wankend hält, und von dem er sich in der Minute herabgestürzt sieht, da er ihn durch Wohlthaten aufs beste befestiget zu haben glaubte.

Diese Sicherheit hat unsern unglücklichen Fürsten endlich das Leben gekostet. Er ist todt, mein Herr; ja, er ist schon begraben. Ich bin nicht willens, Sie von seiner Krankheit, oder von seinem Tode weitläuftig zu unterhalten. Meine Seele ist ganz voll von dieser unseligen Begebenheit, ohne daß sie eben Lust hätte, die verabscheuungswürdigen Ursachen derselben erforschen zu wollen. Sein Leichnam ist nach dem Newsky-Kloster abgeführt worden, um daselbst dem Anblicke seiner getreuen Unterthanen ausgestellt zu seyn, die über seinen jählingen Untergang weinen, indem sich seine Feinde dagegen freuen, da sie sich durch seinen Tod nunmehr vor den Strafen gesichert sehen, die sie über kurz oder lang zu empfinden besorgen mußten.

Sie dürfen sich gar nicht einbilden, mein Herr, als ob ein Parade-Bette, eine erleuchtete Kapelle, oder ein ansehnliches Leichengepränge den Künstlern einige Arbeit gemacht hätte; nicht das Mindeste von alle dem. Sein Parade-Bette ist die Schaubühne gewesen, wo seine Unterthanen ihre Treulosigkeit aufs höchste getrieben haben; die erleuchtete Kapelle war die Kammer, wo er eine der grausamsten Todesarten erlitten hat; und an Statt des Leichengepränges hat man ihn so gar nach seinem Tode noch aufs äusserste beschimpfet. Ein Unter-Officier, der durch eine schändliche That die größten Todesstrafen verdienet hätte, und der aus besondrer Gnade seines Landesherrn

noch die Bewilligung erhielte, ehrlich begraben zu werden, nachdem er seine Todesstrafe ausgestanden; einem solchen Missethäter, sage ich, könnte nicht verächtlicher begegnet werden, als man dem Neffen Peters des Grossen, dem einzigen und rechtmäßigen Erben seiner Crone begegnet hat. Eine gemeine holsteinische Uniform machte den ganzen Ornat seines Leichnams aus, und an Statt der Orden brannten vier Lichterchen bey seinem Sarge.

Man ließ alle Ausländer in der Stadt einladen, daß sie kommen und sehn sollten, wie laut man sagen dürfte, der Landesverräther! Nachdem er einige Tage lang auf eine schimpfliche Weise ausgestellt gelegen, und zum öffentlichen Zeugnisse rußischer Barbarey gedient hatte, trugen ihn vier Hausbediente von der Hofstatt, im Beyseyn einiger Herren, in das Gewölbe, und gaben ihm seine Stelle zwischen der unglücklichen Prinzeßinn Anna und ihrer kleinen Prinzeßinn Tochter.

In andern Ländern wird man es vielleicht gar nicht glauben wollen, daß man in Rußland noch eines solchen niedrigen Verfahrens fähig sey. Daß man ehemals zu Moscau den falschen Dmitri oder Demetrius (*) auf die grausamste Art gemartert hat, darüber wird Nie-

(*) Unter der Regierung des Zarn Feodor Iwanowitsch befand sich an dem Hofe dieses Prinzen ein Edelmann aus einem alten Hause, Namens Boritz Godonow, der die Geschicklichkeit besaß, sich zu den

Niemand die Nation tadeln, indem sie einen Betrüger bestrafte, wie er es verdienet hatte; aber daß man sich untersteht, ruchlose Hände an einen rechtmäßigen Fürsten zu legen, und

den höchsten Ehrenstellen im Reiche aufzuschwingen. Er hatte nicht allein das Herz des Zarn in den Händen, sondern die Nation selbst war ihm unterworfen, so wohl aus Furcht, als wegen seiner ausschweifenden Freygebigkeit, durch welche er sich eine grosse Menge Creaturen machte. Endlich trieb er seine Ehrsucht so weit, daß er selbst nach dem Throne strebte; und um sich den Weg dazu zu erleichtern, ließ er den jungen Prinzen Dmitri, rechtmäßigen Erben des Reichs, der auf Boritzens Verläumdungen bey dem Zarn, mit seiner Mutter nach Uglitsch verbannet worden war, ermorden. Nach dem Absterben des Zarn Feodor Iwanowitsch fand sich beynah die ganze Nation durch die Intriguen des Boritz Godonow geneigt, ihm die Crone anzutragen. Er that auch anfänglich, als wollte er sie nicht annehmen; man setzte ihm zu, er weigerte sich, und gieng in ein Kloster. Man schickte Abgeordnete an ihm; und bloß durch die Thränen des Volkes ließ er sich bewegen, das Steuerruder der Regierung endlich in die Hand zu nehmen.

Um selbige Zeit befand sich in einem Mönchskloster zu Moscau ein Mensch, Namens Grigorei Otrepiew, (oder, wie ihn Andre nennen, Griska Utropeja,) der von seinem vierzehnten Jahre an ein Mönch gewesen war, und sich durch mancherley Ausschweifungen den Unwillen seiner Obern zugezogen hatte; weil er sich nun vor den traurigen Folgen seiner ungeistlichen Aufführung fürchtete, so flüchtete er 1601. nach Pohlen; 1602.

ihn ungerechter Weise aller Ehrenbezeigungen zu berauben, die ihm so gar als einem blossen Herzoge von Holstein noch zukamen, dieß ist das allerschändlichste Verbrechen. Wenn er statt

zog er die Mönchskutte aus, und schmeichelte sich in dem Hause des Fürsten Adam Wiesnowisky ein, wo er sich die Gewogenheit und das Vertrauen dieses Herrn erwarb. In diesem Hause spann er seine Betrügerey an. Er stellte sich so gefährlich krank, daß man an seinem Tode fast nicht mehr zweifelte. In diesem Zustande ließ er den Fürsten Wiesnowisky bitten, daß er ihn doch besuchen möchte, weil er ihm, wie er sagte, Sachen von der größten Wichtigkeit zu vertrauen hätte. Hierauf that er ihm die Erklärung: Er sey der Prinz Dmitri, von dem man glaubte, daß er zu Uglitsch ermordet worden; er habe sich mit Hülfe seines Hofmeisters in ein Kloster in Sicherheit zu begeben gedacht; aber die Furcht, von dem Usurpator Boritz Godunow endlich entdecket zu werden, habe ihn bewogen, die Flucht zu nehmen und nach Pohlen zu gehn; und er hoffe, daß man ihn nach seinem Absterben mit den Ehrenbezeigungen werde begraben lassen, die einem Prinzen gebührten. Wiesnowisky erstaunte gar sehr über eine solche Erklärung; er verdoppelte seine Sorgfalt für den Patienten, welcher auch bald darauf wieder hergestellt wurde. Sein Beschützer führte ihn in dem Hause des Palatin Mnischeck von Sandomir ein, welcher ihm nicht allein Geld vorstreckte, sich einen Anhang in Rußland zu machen, sondern ihm so gar seine Tochter Marina zur Gemahlinn versprach, in Hoffnung, sie mit der Zeit zur Zarinn erhoben zu sehn. Im Jahre 1603. ward er zu Krakau dem Könige Sigismund vorgestellt; und durch

statt der Wohlthaten, die er an seine undankbare Nation verschwendet hat, über sie tyrannisiret hätte; wenn er, nach dem Beyspiele verschiedner von seinen Vorfahren, seine Unterthanen

durch Vermittelung verschiedner polnischer Herren, die er sich durch grosse Versprechungen zu Freunden gemacht hatte, ward er der Anführer von fünf tausend Mann, mit denen er 1604. nach Rußland gieng, seine Ansprüche geltend zu machen. Im folgenden Jahre starb der Zar Boritz, und sein Sohn Feodor Borissowitsch folgte ihm unter der Vormundschaft seiner Mutter in der Regierung. Unterdessen drang der Betrüger Dmitri immer tiefer in Rußland ein; viele Städte erkannten ihn als wahrhaftigen Erben der Crone, und der neue Zar sah sich genöthigt, ihm eine beträchtliche Armee entgegen zu stellen. Nach verschiednen Treffen machte sich Dmitri Meister von der Hauptstadt, ließ sich zum Zarn ausrufen, und ward den 29sten Junius selbigen Jahres gekrönt. Feodor Borissowitsch, seine Mutter, und alle seine Anhänger wurden zu Gefangnen gemacht, und kurz darauf auch ermordet.

Damit er nun öffentlich darthäte, daß er der wahre Dmitri wäre, ließ er die Mutter des rechtmäßigen Prinzen, der zu Uglitsch umgebracht worden war, zu sich kommen; welche auch, durch die Drohungen und Versprechungen des Betrügers gezwungen war, ihn für ihren Sohn zu erkennen. Jedoch blieb sie nicht bey Hofe, sondern gieng wieder in das Kloster Wosnesenskoy, nicht weit von der Hauptstadt. Im Jahre 1606. ließ er seine Braut Marina abholen, welche mit einem grossen Gefolge von Polen anlangte; und den 8ten May wurde das Beylager vollzogen.

nen als einen verächtlichen Staub, und das Leben von hundert Menschen wie einen Wurm, unter seine Füsse getreten; wenn er die Grundgesetze des Reichs über den Haufen geworfen, und

So bald sich Dmitri auf dem Throne sah, stürzte er sich in allerhand Ausschweifungen; und die Verachtung, die er seiner Nation bewies, zog ihm gar bald den Haß aller seiner Unterthanen über den Hals. Einige rußische Herren, die von dem Tode des wahren Dmitri, und der Betrügerey des nun regierenden Zarn überzeuget waren, verschworen sich zusammen, das Vaterland von diesem Nichtswürdigen zu befreyen. Der Fürst Wasili Iwanowitsch Schuiskoy (oder Zusky, wie ihn einige nennen,) war das Haupt der Verschwornen. Der sämmtliche Adel, und ein grosser Theil des gemeinen Volkes, war auf ihrer Seite. Eines Tages, da man sich dessen am wenigsten versah, umringten sie den Palast des Zarn, und machten alles nieder, was sich für den Betrüger erklärte. Weil Dmitri sah, daß er verrathen war, ergriff er seinen Säbel, drang mit demselben in der Faust ins Handgemenge ein, und hieb alles nieder, was ihm entgegen trat. Da er aber endlich der gar zu grossen Menge von Feinden, die von allen Seiten auf ihn losgingen, nicht länger widerstehn konnte, so flüchtete er in die abgelegensten Zimmer des Palastes. Man verfolgte ihn hinter drein. Die Thüren wurden aufgeschlagen; und er sah weiter keine Zuflucht vor sich, als durchs Fenster heraus zu springen. Dieser gefährliche Sprung kostete ihn ein Bein; da er also nicht mehr entfliehen konnte, bemächtigte man sich seiner Person, und trug ihn in den Palast, wo ihn der Fürst Wasili Iwanowitsch Schuiskoy, im Beyseyn

und an deren Statt andre aufgerichtet; wenn er einige Verachtung gegen eine Religion blicken lassen, die doch nicht die Religion seiner Väter war; wenn er endlich etliche Gemahlinnen verstossen hätte, um bloß seiner Phantasie Genüge zu leisten; so würde er auch dann noch nichts gethan haben, das nicht vor ihm schon gethan worden wäre, und wozu ein Zar von Rußland nicht die unumschränkteste Gewalt hätte.

Man kennt in Rußland keine andere Gesetze, als die ihren Ursprung aus dem Willen des regierenden Herrn haben. Und gesetzt auch, es

seyn aller Grossen des Landes, über seine Geburt befragte. Er betheuerte aufs standhafteste, daß er der wahrhaftige Dmitei wäre, und berufte sich deßhalb auf das Zeugniß seiner Mutter. Schuiskoy und verschiedne Andre begaben sich daher in das Kloster Wosnesenskoy zu dieser Prinzeßinn, welche auch nicht die mindeste Schwierigkeit machte, die Wahrheit zu bekennen. Nach diesen Beweisen gab man den Betrüger dem gemeinen Volke preis. Ein rußischer Kaufmann erschoß ihn mit einer Pistolenkugel, und das Volk brachte ihm in der Wut noch etliche Wunden bey. Den todten Körper legte man so dann nackend auf einen Tisch, und so ließ man ihn auf dem grossen freyen Platze vor dem Kreml dem Anblicke und den Beschimpfungen der Nation bloß gestellt liegen. Gegen Abend schleppte man ihn aus der Stadt, und begrub ihn auf dem Schindanger. Die arme Zarinn gieng in Begleitung ihrer Polen, so viel ihrer der Wut der Russen entkommen waren, in ihr Vaterland zurück.

es hätte Peter einigen Gesetzen unterworfen seyn sollen, die man für fundamental ausgiebt, worinnen hat er dieselben denn übertreten? Und wenn er sie übertreten hat, oder man ihn zur Regierung für untüchtig hielt, konnte man wohl mehr thun, als ihm den Scepter entreissen, und denselben einem andern geben? Warum vergißt man, daß er noch immer ein Prinz, und regierender Herzog von Holstein blieb, wenn er auch schon aufhörte, Kaiser zu seyn?

Peter der Grosse, der ein gerechter Fürst, wiewohl noch ein wenig barbarisch war, ließ seinem eignen Sohne, dem einzigen Erben des Reichs, das Todesurtheil sprechen. Wie man vorgeben will, so ist derselbe an eben der Hämorrhoidal-Kolik gestorben, welche Petern den Dritten nach einem dieserwegen herausgegebenen Manifeste ums Leben gebracht haben soll. Aber um doch die Ehrfurcht und Achtung, welche Personen von solcher hohen Geburt zukömmt, in den Herzen des Volkes zu unterhalten, befahl er, diesem unglücklichen Prinzen das prächtigste Leichengepränge anzuordnen. Er selbst wohnte dem traurigen Begängnisse bey, und vergoß Thränen bey dem Grabe seines unglücklichen Sohnes.

Dagegen ist Peter der Dritte allen Beschimpfungen eines Missethäters bloßgestellt worden, und zwar nicht von seinem Vater, sondern von seinen eignen Unterthanen, und, (warum kann man es doch nicht vor den Augen der Welt verheelen?) von einer Gemah-

mahlinn, die an der Crone weiter gar nicht Theil hatte, als weil sie an den Erben des rußischen Scepters vermählet war. Die Kaiserinn hat eine ungegründete Verachtung in den Herzen der Nation gegen einen Prinzen erwecket, der von sehr hoher Geburt war; und wie es scheint, so vergißt sie, daß sie selbst eine deutsche Prinzeßinn ist. Sie will in dem Innersten ihrer Zimmer über den Tod eines Gemahls weinen, den sie doch nicht einmal des Leichenbegängnisses würdig schätzt, welches sie seinem Range und dem Andenken, daß er ihr Gemahl gewesen ist, schuldig war.

Die Trauer, mit der man ihm betrauert, besteht in der Reue und in dem heimlichen Mitleiden, welches nunmehr alle diejenigen empfinden, die ein solches unmenschliches Verfahren nicht billigen.

St. Petersburg,

den $\frac{13}{24}$ Julius, 1762.

Acht und zwanzigstes Schreiben.

Sie wollen Nachricht haben, mein Herr, wie es den holsteinischen Truppen gegangen sey? Man hat sie geplündert, gemißhandelt, und aus dem Reiche gejagt. Sobald man den Kaiser von Oranienbaum wegge-

geholt hatte, bemächtigte man sich dieser armen Leute. Man theilte sie in zwo Partheyen. Die eine bestand aus Deutschen und vornehmlich aus gebornen Holsteinern, und diese wurden nach Kronstadt gebracht, wo man sie als Gefangne verwahrte, ohne ihnen Unterhalt zu geben. Die andern, die aus den Provinzen, welche Rußland unterworfen sind, dieß heißt, die aus Liefland, Esthland, Ingermannland und Finnland gebürtig waren, bewachte man einige Tage hier in Petersburg; und nachdem man sie zur äussersten Dürftigkeit und zum unbeschreiblichsten Elende gebracht hatte, ließ man sie unter einer Bedeckung bis in ihre Provinzen bringen, wo sie fast gänzlich nackend und verhungert ankamen, als ob sie aus den Händen der Wilden in America entronnen wären.

Herr Suvorow, dem man die Commißion aufgetragen hatte, sich des Corps dieser Truppen zu versichern, hat sich bey dieser Gelegenheit durch seine Aufgeblasenheit hervorgethan, und seinen natürlichen Charakter nicht verläugnet. Er hat den Generalen, unter denen verschiedne von den größten Familien in Liefland und Curland sind, als den weggeworfensten Menschen begegnet. Vielleicht hat dieser barbarische Sklave seinen Namen durch ein solches niederträchtiges Betragen verewigen wollen, da er es durch eine großmüthige und heroische That nicht thun konnte. Er wird auch sehr wohl thun, wenn er sich nimmermehr wagt, aus

aus seinem Vaterlande zu gehn, wo fern er nicht Lust hat, den Lohn für seine schlechte Begegnung zu holen. Ich bin u. s. w.

St. Petersburg,

den $\frac{14}{25}$ Julius, 1762.

* *

Neun und zwanzigstes Schreiben.

In meinem heutigen habe ich mir vorgenommen, einige Beschuldigungen, die man dem seligen Kaiser hat zur Last legen wollen, zu beantworten. Die Schwachheiten dieses Prinzen will ich gar nicht verheelen; aber ich werde auch dem widersprechen, was man ihm fälschlich angedichtet hat.

So viel, mein Herr, ist gewiß, Peter der Dritte hat niemals eine grosse Anhänglichkeit gegen die griechische Religion bewiesen; und es hat kein Mensch gutgeheissen, daß er seine Gesinnungen in diesem Stücke nicht besser zu verbergen wußte. Die hochselige Kaiserinn Elisabeth hat sich oftmals darüber gekränkt, und die Staatskunst verlangt doch in diesem Lande, wie in allen andern, schlechterdings, daß man für die herrschende Religion, wenigstens dem äusserlichen Scheine nach, Ehrerbietung tragen muß. Ich selbst habe ihn oft genug, (und ich bekenne dieses, weil ich die

Wahrheit sagen soll,) wenn in der Kapelle das Amt gehalten ward, und die Kaiserinn, seine Gemahlinn, die Andächtige machte, mit den Damen tändeln und ihnen Minen machen sehen, statt daß er das Zeichen des Kreuzes hätte machen sollen.

Zu Oranienbaum hatte er für die deutschen Soldaten eine lutherische Kirche bauen lassen (*). Auf den Tag, da diese Kirche sollte

(*) Alles, was der Verfasser der oft angeführten Merkw. Lebensg. S. 38. und 39. erzählt, sind blosse Erdichtungen, die man in den Zeitungen ausgestreuet hat, um dem Publico einen nachtheiligern Begriff von dem Kaiser beyzubringen, als er verdiente. Peter der Dritte hat zu Oranienbaum eine kleine lutherische Kirche für seine Soldaten bauen lassen; und wenn er dadurch auch Anlaß zu dem Verdachte gegeben, daß er wieder zu der Gemeinschaft dieser Kirche treten wolle, woher kömmt es denn, daß man seine Vorgängerinnen in der Regierung nicht eben desselben Verbrechens beschuldiget hat, welche doch viel grössere lutherische und reformirte Kirchen, so gar in der Hauptstadt bauen lassen, und sich nicht das mindeste Bedenken gemacht haben, den Cärimonien der Einweihung beyzuwohnen?

Man sagt auch, er habe den gottesdienstlichen Versammlungen dieser Kirche häufig, und den geistlichen Verrichtungen selbiger Religion sehr andächtig beygewohnt; dieß heißt, er hat sich zuweilen mit Vergnügen eingefunden, um die Geistlichen bey seinen deutschen Truppen predigen zu hören. Ich hoffe doch wohl, man werde leicht glauben, daß einem regierenden Herrn eben

te eingeweiht werden, hatte er seine sämmtliche Hofstatt einladen lassen, dieser Cärimonie beyzuwohnen. Dieses war eben nichts Ausserordentliches, und man konnte leicht denken, daß er es bloß thäte, die Neubegierde derjenigen zu vergnügen, welche den Gottesdienst in den protestantischen Kirchen noch niemals mit angesehen hatten; hingegen hatte man auch eine rußische Kirche für die Soldaten von dieser Nation gebaut, und an statt, daß er sich in dieser gleichfalls hätte einfinden sollen, gieng er mit seiner Flinte spatzieren, und schoß Schwalben.

Was für eine Privatperson eine sehr gleichgültige Handlung war, das war es für Petern den Dritten nicht. In Ansehung der Umstände, darinnen er sich befand, hätte er alle Gelegenheiten vermeiden sollen, den geringsten Anlaß zu üblen Gedanken von seiner Religion zu geben. Erwägt man aber auch zugleich, daß es die Handlung eines der unumschränktesten Monarchen war, so sehe ich nicht im mindesten, wie seine Unterthanen berechtiget

eben das vergönnet sey, was einer jeden Privatperson in gleichem Falle freysteht. Aber wer unter denen, die zu Oranienbaum gewesen sind, hat iemals von andächtigen Versammlungen und besondern Unterredungen gehört? Peter der Dritte fand gewiß an gottseligen Uebungen keinen sonderlichen Geschmack; und die Wahrheit zu sagen, so war er über das Kapitel von den unterschiedlichen Religionen überaus gleichgültig gesinnt. A. d. H.

waren, sich deßwegen auf eine solche schimpfliche Art zu rächen, als sie gethan haben.

Alles Uebrige, was man ihm Schuld gegeben hat, sind nichts andres, als boshafte Erdichtungen. Es ist ihm niemals in den Sinn gekommen, eine andre Religion in diesem Lande einzuführen; hierdurch suchte er sich wohl am wenigsten Ruhm zu erwerben. Es ist grundfalsch, daß er Kirchen habe niederreissen lassen; denn die Isaaks-Kirche sollte schon auf Befehl der Kaiserinn Elisabeth abgebrochen werden.

Man hält ihn für strafbar, weil er einem Lande den Frieden gegeben hat, das schon fast erschöpfet, und dem so gar die Siege nachtheilich worden waren; und die verstorbne Kaiserinn Elisabeth, die doch das Blut ihrer Unterthanen vergossen, um einem Privat-Hasse Genüge zu thun, hat man nicht strafbar gehalten. Ist es denn also in Rußland besser gethan, wenn man das Reich durch einen blutigen Krieg verheert, von dem man nicht den mindesten Nutzen einerndten kann, als wenn man daselbst den Frieden wiederherstellt?

Allein, wird man sagen, hat er nicht einen neuen Krieg mit dem Könige von Dänemark anfangen wollen? Dieß ist wahr; aber wenn er nur einen günstigern Augenblick abgewartet hätte, so wäre es wohl der Mühe werth gewesen, sich den Besitz eines Landes, das ihm gehörte, und dessen Eroberung für die Nation wichtiger war, als wenn sie ein neues

Sibirien gewonnen hätte, durch die Waffen zu erwerben.

Braucht überdieses ein unumschränkter Monarch wohl erst seine Unterthanen um Erlaubniß zu fragen, ob er eine Kirche niederreissen, seinem Lande den Frieden geben, oder einen Krieg anfangen dürfe, der gerecht ist? Welches Gesetz fodert aber von einem rußischen Kaiser, daß er ihnen Rechenschaft von seinen Handlungen ablegen soll? Und wer hat ihnen das Recht gegeben, ihn zu bestrafen, weil er sich nicht nach ihrem Eigensinne bequemen will? Dieses sind Neuerungen, die man gewiß in andern souverainen Staaten nimmermehr einführen wird.

Deßgleichen sagt man, er habe die rußischen Sitten ändern wollen; dieß heißt weiter nichts, als er hat scherzweise von den rußischen Damen verlanget, daß sie ihre Verbeugung nach französischer Manier machen sollten.

Er hat Aenderungen in der Religion vorgenommen, weil er glaubte, die Kirchen wären nicht einzig und allein für den Pöbel gebaut; und es gezieme die Grossen besser, ihre Andacht öffentlich abzuwarten, als in ihren Haus-Kapellen.

Ist es nicht lächerlich, mein Herr, daß man sich auf solche elende Gründe beruft, um einen Aufruhr wider seinen Herrn zu rechtfertigen? Gedenkt man wohl das Publicum iemals überreden zu können, man habe damit ein gutes Werk gethan, daß man die geheiligten Ge-

setze beleidiget hat, welche unter allen gesitteten Völkern eingeführt sind?

Uebrigens hatte ich beschlossen, Ihnen nichts von den besondern Umständen bey Peters des Dritten Tode zu sagen. Unterdessen gebe ich Ihren wiederholten Bitten nach, wiewohl ich Ihnen keinen eigentlichen Begriff von der Krankheit und dem letzten Augenblicke dieses unglücklichen Prinzen machen kann, dessen Schicksal vielleicht selbst bey seinen Feinden Mitleiden erweckt, indem sie von der Art, wie man ihm in seinem Gefängnisse begegnet hat, nicht selbst Zeugen gewesen sind. Er ist todt, mein Herr, ohne daß er den traurigen Trost gehabt hätte, die bittern Thränen und die Verzweiflung seiner getreuen Freunde zu sehn. Er hat alle Schrecken eines gewaltsamen und heimlichen Todes erfahren; und ob er gleich in seinen eignen Staaten, und auf seinem Bette gestorben; so ist doch seine Todesart grausamer gewesen, als der Tod eines Menschen, der aller menschlichen Hülfe beraubt ist, und den wilden Thieren zur Beute gegeben wird.

Wäre ich der Wundarzt, den man abgeschickt hat, daß er ein Zeuge von dem entsetzlichen Zustande eines verrathenen Kaisers seyn sollte; alsdann möchte ich vielleicht im Stande seyn, Ihnen die Wirkungen seiner Krankheit zu beschreiben, ohne daß ich darum die eigentliche Ursache derselben genau bestimmen könnte. Nach dem fürchterlichen Geschrey zu urtheilen, das man an seinem Todestage aus seiner

Kammer gehört hat, müssen die Hämorrhoiden sehr schmerzhaft gewesen seyn. Es giebt ihrer Viele, die da behaupten, daß die Arztneymittel, so man angewendet hat, die Schmerzen zu stillen, welche er in den Eingeweiden empfand, gar zu gewaltsam, und vollkommen dienlich gewesen wären, ihn auf ewig von denselben zu befreyen.

Aber das Sicherste, wie ich glaube, wird wohl seyn, wenn man sich hierinnen an das Zeugniß der Aerzte hält, welche seinen Körper geöffnet, die Eingeweide untersuchet, und so dann versichert haben, daß er nicht über ein halbes Jahr mehr hätte leben können. Allem Ansehen nach ist dieses eine Art vom Troste für diejenigen, welche an dieser Begebenheit Theil gehabt haben, und deren Gewissen noch nicht von allen Zweifeln gänzlich befreyet ist. Die Vorstellung, daß der Kaiser nicht lange mehr zu leben hätte, wird die Freude, die sie in der Hoffnung empfinden, daß die Veränderung der Regierung ihrem Ehrgeize vortheilhaft seyn werde, desto reiner machen; eine Hoffnung, die mir iedoch sehr übel gegründet scheint. Mit einem Worte, der Kaiser ist itzo gestorben, weil er nicht mehr, als noch ein halbes Jahr zu leben hatte. Hierinnen besteht das ganze Umständliche, was ich Ihnen von seiner Krankheit, und von dem gelehrten Urtheile eines ansehnlichen Collegii berühmter Aerzte berichten kann, welche sonst keine Symptomata von dem Tode unsers Monarchen haben entdecken können.

Jedoch muß ich Sie, mein Herr, zugleich wegen Ihres Gedankens, daß vielleicht die Kaiserinn selbst den Tod ihres hohen Gemahls befördert haben möchte, eines bessern belehren. Wenn Sie dieser verhaßten Meynung ferner Raum bey Sich verstatteten, so beleidigten Sie in der That eine Prinzeßinn aufs grausamste, welche zu viel Verdienste hat, als daß man sie einer so schwarzen That für fähig halten sollte; und ich schmeichle mir, daß Sie aufhören werden, ihr eine solche verfluchenswerthe Missethat beyzumessen, wo fern Sie auf das, was ich so gleich die Ehre haben werde, Ihnen zu sagen, nur ein wenig Achtung geben wollen.

Wenn es wahr ist, mein Herr, daß Peter der Dritte nach dem Urtheile der Aerzte ein halbes Jahr eher gestorben ist, als er hätte sterben sollen; so folgt hieraus, daß sein Tod nicht natürlich gewesen. Dieses zum Grunde gesetzt, muß freylich entweder die Kaiserinn selbst, oder es müssen diejenigen, welche sich Rechnung machten, bey dem Untergange dieses Prinzen ihren Vortheil zu finden, denselben durch irgend ein gewaltsames Mittel beschleuniget haben. Wer den Charakter Ihro Majestät, der Kaiserinn, kennt, der kann leicht urtheilen, daß sie eines solchen Verbrechens nicht fähig ist. Wenn sie auch nach der Regierung getrachtet, so hat sie doch keinesweges Lust gehabt, sich einen blutigen Weg zum Throne zu bahnen; sie hat so gar den Untergang derer verhindert, wel-

che sie im Verdachte hielt, daß sie Petern dem Dritten alle die schädlichen Anschläge wider den Staat eingegeben hätten, die ihm zur Last gelegt worden; und wie könnte man sie also beschuldigen, daß sie ihre Hände mit dem Blute ihres Gemahls beflecket haben sollte? Wenn die kritischen Umstände, darinnen sie sich befand, sie gleich bewogen haben, die Gränzen ihrer Pflicht zu überschreiten; so folgt doch daraus nicht, daß sie alles Gefühl von Tugend und Menschlichkeit ausgezogen haben sollte. Jedermann hat es bemerket, daß diese Prinzeßinn über die Nachricht von dem Tode ihres Gemahls die äusserste Betrübniß empfunden; und man hat Ursache zu glauben, daß die mitleidigen Gesinnungen, welche sie an den Tag gelegt hat, ernstlich und aufrichtig gewesen sind. Zu welchem Ende hätte sie überdieses eine Betrübniß vorgegeben, die sie nicht wirklich empfände? Und warum sollte sie Wirkungen beweinen, deren Ursache sie selbst war? Es war so gar zur Unzeit, das Schicksal eines Monarchen zu beweinen, dessen Untergang das eingebildete Glück so vieler vorgeblichen Patrioten ausmachte. Die unglücklichen Folgen, welche die Kaiserinn nicht gewünscht hatte, denen sie aber hätte vorbeugen können, rührten sie ohne Zweifel so sehr, daß sie über den traurigen Tod eines Prinzen, welcher mehr zu leben, als beweinet zu werden verdiente, Thränen vergoß. Hieraus, mein Herr, ersehen Sie, daß man alle mögliche Gründe vor sich hat, diese

Prinzeßinn von einem so schimpflichen Verdachte freyzusprechen.

Hingegen hat man auf der andern Seite alle Ursachen von der Welt, zu glauben, daß diejenigen, welche sich schmeichelten, Peters des Dritten Tod werde eine für sie vortheilhafte Revolution veranlassen, das Leben eines Herrn abgekürzt haben, dem ihre Verrätherey nicht unbekannt war, und vor dessen Rache ihnen bange seyn mußte. War es etwas Unmögliches, daß Katharine ihrer ehemaligen Liebe und Zärtlichkeit sich wieder erinnern, und ihren gethanen Schritt bereuen konnte? War es etwas Unmögliches, daß diese Prinzeßinn, deren Gemüthsart von Natur eine der sanftmüthigsten und liebreichsten ist, ihrem Gemahle mit der Zeit seinen Vorsatz, sie einzusperren, verzeihn und anfangen konnte, die Rechte mit ihm zu theilen, welche ohnedieß ihm allein zukamen? Man hat so gar gesehen, daß sie keine andre Absicht hatte, da sie den Kaiser nöthigte, nach Oranienbaum zu kommen; indem es bloß an ihm selbst gelegen hat, einen vortheilhaftern Vergleich vorzuschlagen. Hätte sichs nun zugetragen, daß sich diese beiden hohen Personen wieder ausgesöhnt, wie meynen Sie wohl, daß es den verächtlichen Werkzeugen der Empörung wider Petern den Dritten gegangen seyn würde? Man liebt oftmals den Verrath; aber den Verräther liebt man niemals. Es ist etwas Natürliches, daß die Kaiserinn alle die Ungeheuer, die sie bey dieser Unterneh-

nehmung gebraucht hat, iedesmal mit einem verächtlichen Blicke ansieht; und diese waren so dumm nicht, daß sie den Sturm nicht hätten voraussehn sollen, der ihnen über dem Haupte schweben mußte, wenn die gedachte Versöhnung iemals zu Stande gekommen wäre. Was für ein Rettungsmittel blieb also diesen Verräthern übrig, als daß sie sich einen Prinzen vom Halse schafften, der ihre ganze Treulosigkeit kannte, und ihnen dereinst nach ihren Verdiensten lohnen konnte? Die Unruhe und Verwirrung, welche die ersten Tage der gefänglichen Haft des Kaisers hindurch überall herrschten, gab ihnen die schicklichste Gelegenheit an die Hand, ihr verabscheuungswürdiges Vorhaben ins Werk zu richten. Sie haben also ihre Missethaten aufs höchste gebracht, und Peter hat der Bosheit seiner niederträchtigen und unbarmherzigen Feinde unterliegen müssen.

Dieß, mein Herr, ist das Ende eines Prinzen, der bloß geboren zu seyn schien, um das unglückliche Werkzeug der Erhebung einer Prinzeßinn abzugeben, welche ohne die Unglücksfälle ihres Gemahls dem Besitze einer der größten Cronen auf der Welt wenigstens nicht so bald gelangt seyn würde. Ich bin u. s. w.

St. Petersburg,

den $\frac{12}{30}$ Julius, 1762.

Drey∫-

Dreyßigstes Schreiben.

Mein Herr,

Ich habe die Briefe, die Sie dem Publico bekannt machen wollen, mit einem wahren Vergnügen durchgelesen; und ich zweifle nicht, daß dieselben eine gute Aufnahme finden werden. Vielleicht wissen Sie noch nicht, daß man unter der Aufschrift Frankfurt und Leipzig im vorigen Jahre ein Werk gedruckt hat, welches den Titel führt: Mémoires pour servir à l'Histoire de Pierre III. Empereur de Russie, mit einem Anhange; wovon jenes aus dem Deutschen übersetzet ist, und Peters des Dritten Sache mit eben so viel Billigkeit und Gründlichkeit vertheidigt, als ihn der Verfasser des Schreibens, welches den Anhang ausmacht, unbillig verkleinert. Jener führt die Sprache des Natur- und Völker-Rechts; und dieser bemüht sich bloß, das Publicum zu überzeugen, daß er selbst ein Barbar sey. Jener legt Gesinnungen eines guten Bürgers an den Tag, und dieser die Denkungsart eines tatarischen Strassenräubers. Sie müssen sie beide lesen, mein Herr, um Sich desto besser davon zu belehren. Uebrigens habe ich es für meine Schuldigkeit erachtet, etwas zu thun, das Ihnen vermuthlich nicht unangenehm seyn wird, indem ich die Widersprüche anmerkte, die sich

in den gedachten Mémoires finden (*). Sie sind folgende.

Erste Anmerkung.

Der Verfasser der Merkw. Lebensg. hat S. 23. sechzehn Infanterie- und Cavalle-

(*) Die Mémoires, welche hier gelobt und zum Theil widerleget werden, sind nichts andres, als eine französische Uebersetzung des Werkes, welches 1762. unter dem Titel: Merkwürdige Lebensgeschichte Peters des Dritten, Kaisers und Selbsthalters aller Reussen rc. zu Frankfort und Leipzig in zwo bald nach einander folgenden Ausgaben ans Licht trat. Es ist schon oben erinnert worden, daß wir uns bey diesen Briefen an das deutsche Original halten wollten, ohne uns um die französische Uebersetzung zu bekümmern. Noch ist dieses anzumerken, daß wir uns bey Anführung der aus diesem Werke angezognen Stellen nicht nach der ersten, sondern zweyten und vollständigern Ausgabe gerichtet haben, welcher auch der von unserm Verfasser gemißbilligte Brief als ein Anhang beygefügt ist, da derselbe bey der erstern Ausgabe fehlt. Uebrigens ist der größte Theil von den Anmerkungen, welche dieser aus Hamburg schreibende Beurtheiler der Merkwürdigen Lebensgeschichte macht, von uns schon beygebracht, und dem Texte der Briefe bey den Stellen angefügt worden, denen sie zur Erläuterung dienen konnten und sollten. Die übrig gebliebnen folgen hier in der Reihe nach einander. U.

rie-Regimenter in das Herzogthum Holstein gelegt; man muß aber wissen, daß verschiedne von diesen Regimentern aus nicht mehr, als iegliches aus vierzig bis funfzig Mann bestunden, indem man nur erst angefangen hatte, sie zu werben. Man wird ohne Schwierigkeit begreifen, daß dieses Corps, welches der Kaiser in Holstein als Herzog unterhalten, nicht wie Regimenter angesehen wurde. Es waren nur etliche Compagnien, die in den Städten dieses Herzogthums lagen, um darinnen die gemeine Ordnung und Ruhe zu erhalten. Da Peter weiter nichts als Großfürst war, konnte er sie weiter nicht vermehren, als es ihm seine Kräfte und die Politik der Russen verstatteten. Er begnügte sich bloß, eine grosse Anzahl Officiers zu ernennen, welche sich mit einer vortheilhaften Aussicht auf die Zukunft schmeichelten und verblendeten, so daß sie sich eine Ehre daraus machten, ihn auf Kosten ihres eignen Beutels zu dienen. Da er nun endlich alle seine Wünsche erfüllet sah, war er auf nichts mehr bedacht, als seine Versprechungen zu halten, und aus seinem kleinen deutschen Corps eine beträchtliche Armee zu machen. Er ernannte die Obristen zu sechzehn Regimentern, und überließ ihnen die Sorge, die Soldaten dazu anzuwerben. Ob sie nun gleich alle Mittel anwendeten, dieselben nach und nach vollzählich zu machen; so wird man sich doch nimmermehr überreden können, daß sie es binnen der wenigen Zeit,

da Peter der Dritte regieret hat, nur hätten dahin bringen können, bloß die Hälfte davon auf die Beine zu stellen.

Zwote Anmerkung.

Auf der 23sten Seite der Merkw. Lebensg. heißt es: Ein ziemlich seltsames Policey-Gesetz, von dem man den Bewegungsgrund gar nicht hat einsehn können, war das Verbot des Kaisers, daß man in dem ganzen Umfange seiner Staaten die französische Sprache abschaffen sollte; zugleich verordnete er, daß nichts als Hochdeutsch und Rußisch geredet, auch keine andre Schrift, als die in diesen beiden Sprachen abgefaßt wäre, angenommen würde. Wer den Hof zu Petersburg besuchet hat, der wird wissen, daß sich der Kaiser, Peter der Dritte, der französischen Sprache viel häufiger bediente, als der deutschen, und in seinen Gesprächen fast beständig alle drey Sprachen mit einander vermischte; dieß heißt, er sprach hinter einander rußisch, deutsch und französisch, wie es ihm einfiel.

Was aber Schriften betrifft, so ist es, wie man weis, ein sehr billiges Cärimoniell, und an allen Höfen der Welt eingeführt, daß man

man sich darinnen der Landessprache bedient; und man hat keine Beyspiele, daß der Senat zu Petersburg iemals französisch oder deutsch abgefaßte Bittschriften angenommen hätte, weder vor Petern dem Dritten, noch während seiner Regierung.

Dritte Anmerkung.

Wir übergehen mit Fleiß alle die unverschämten Verläumdungen, und alle einer Privatperson, wenn sie von einem Prinzen redet, gar nicht geziemende Ausdrücke, die in dem Schreiben aus Petersburg bey Gelegenheit der letztern Revolution, welches sich in dem Anhange zur Merkwürdigen Lebensgeschichte befindet, enthalten sind.

Europa mag hiervon denken, was es will; so irrt es doch in seinem Haupturtheile nicht, da es glaubt, daß es die schwärzeste und strafbarste That sey, sich wider einen regierenden Herrn aufzulehnen, der der rechtmässige Erbe der Crone ist; der bey der Besteigung des Thrones seine wohlthätige Hand allen seinen Unterthanen reicht; der an statt die Verräther zu strafen, sie mit Ehrenstellen und Gnadenbezeigungen überhäuft; der, wenn er seine Armeen furchtbar macht, bloß be-

dacht

dacht ist, die Glückseligkeit der Einwohner seines Reiches auf einen festen Grund zu bauen; der die Freyheit einführt, und der niedrigen und schimpflichen Sklaverey, darunter seine Völker so lange geseufzt hatten, ein Ende macht; der einen Krieg endigt, an dem die Nation weiter keinen Theil hatte, als die unüberlegte Gefälligkeit, welche man gegen einige Mächte hatte beweisen wollen; der zwar einen andern Krieg im Schilde führt, aber dabey keine andre Absicht hat, als seine Staaten durch die Wiedereinnehmung eines Landes, das ihm gehörte, zu vergrössern; und der mit einem Worte für einen Beherrscher von Rußland zu gut und zu gnädig war. Hat er iemals einem seiner Unterthanen abgeschlagen, ihm Recht zu schaffen? Und welches sind die Verbindlichkeiten, die er aus den Augen gesetzt hat? Aber man sieht wohl, daß der Verfasser dieses Briefes bloß hat zeigen wollen, wie geschickt er sey, für die strafbarsten Handlungen eine Schutzschrift zu schreiben. Wenn man ihn von dieser Seite betrachtet, so wird man es ihm leicht vergeben, daß er sich des Rechts der Poeten bedienet hat, welche die Gegenstände vergrössern oder vermindern, nachdem es zu ihrer Absicht dient, oder nachdem es ihr Vortheil erfodert, dem Vorurtheile des Pöbels zu schmeicheln. So muß man es ihm auch verzeihen, daß er aus zweymalhundert

tausend Rubeln, die der Kaiser zu Oranienbaum hatte, drey Millionen; und aus sechshundert Mann zweytausend gemacht hat; daß er das, was weiter nichts war, als ein natürlicher Fehler, ein Verbrechen, und das, was von der ganzen Nachwelt als das allerabscheulichste Verbrechen wird betrachtet werden, Tugend nennt.

Im Uebrigen ist dieses alles gar nicht so gemeynt, als glaubte man etwan, daß die Kaiserinn nicht alle erfoderlichen Eigenschaften haben sollte, ein solches weitläuftiges Reich zu regieren. Vielmehr verdient sie es besser, als irgend eine andre Prinzeßinn; und man läßt ihr gern Gerechtigkeit wiederfahren, wenn man gesteht, daß sie viel mehr Verstand und Verdienste besitzt, als ihr unglücklicher Gemahl besaß. Durch die Sanftmuth in ihrem Betragen, und durch ihre Gnade hat sie das Volk gewonnen, und alle Herzen eingenommen; und es ist eine bewundernswürdige Klugheit gewesen, durch die sie den Gefährlichkeiten entgangen ist, von denen sie bedrohet ward; dieses alles aber wird der Nation nimmermehr zur Entschuldigung gereichen. Und wie Ihro Majestät, die itztregierende Kaiserinn selbst in dem Manifeste, das sie ausgehn lassen, ausdrück-

lich

lich erklärt, daß sie den Thron bloß auf wiederholtes und dringendes Bitten ihrer Unterthanen bestiegen hat; so fällt die ganze Schuld des Verbrechens nothwendig auf diese Treulosen allein zurück. Da sie sich unter der Regierung der Kaiserinn Elisabeth angewöhnt hatten, ihrem natürlichen Hange ohne Zwang zu folgen; so waren sie lauter kleine regierende Herren geworden, die über das Volk tyrannisirten, und fast keine andere Gesetze kannten, als die sie sich selbst auflegten. Daher darf man sich auch nicht wundern, daß es ihnen ganz neu und unbequem vorkam, sich den Verordnungen eines Souverains zu unterwerfen, der allein regieren wollte und Gehorsam foderte.

Wenn uns der hohe Grad von Geschicklichkeit und Verdiensten ein Recht gäbe, uns der Erbgüter eines Andern anzumaaßsen, und das Vermögen dererjenigen an uns zu reissen, die uns unsrer Meynung nach am Verstande nicht gleichkämen, ob sie gleich im Range und in der Geburt Vorzüge vor uns hätten; was für Unordnungen würden hieraus für die Gesellschaft entspringen? Wie viel Personen, die itzo im Staube kriechen, würden sich gar bald für berechtiget halten, (wenn dieser Grundsatz angenommen würde,) sich von selbst in bequem-

quemlichere Umstände zu versetzen; aber dergleichen System würde nur die Gewaltthätigkeit mode machen, und in allen Regierungsformen die Sicherheit aus den Staaten verbannen.

Verzeihen Sie mir diese Episode. Ich bin ein Deutscher; ein freygeborner und getreuer Unterthan eines souverainen und unumschränkt regierenden Fürsten, eines klugen und beglückten Monarchen, dessen furchtbarer Thron noch niemals durch Treulosigkeit erschüttert worden ist; der die Feinde seines Ruhmes zittern macht, indem er das Herz seiner Unterthanen in der Hand hat. Ich weis, wie weit sich die gegenseitigen Pflichten erstrecken; ich würde ihn hassen, wenn er ein Tyrann wäre. Dessen unerachtet aber würde ich niemals vergessen, daß es eine meiner vornehmsten Pflichten sey, meinem Beherrscher getreu zu seyn; denn ich kann mich nimmermehr überreden, daß derjenige, der einmal ein Verräther gewesen ist, iemals ein guter Bürger werden könne.

Ich weis nicht, ob Sie diese Anmerkungen für wichtig genug halten werden, sie Ihren Briefen beyzufügen. Indessen überlasse ich Ihnen die völlige Gewalt, sie zu brauchen, wie Sie es für gut befinden. Wenigstens habe ich doch das Vergnügen, Ihnen da-

damit ein Zeichen von der Freundschaft und Hochachtung gegeben zu haben, mit der ich bin u. s. w.

Hamburg,

den 18. März, 1764.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schwan, Christian Friedrich,

Beyträge zur neuesten Staatsgeschichte des rußischen Reiches in Briefen

London 1764

Russ. 262 v
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10783905-6
VD18 14698838-001